



*Widersteht nicht
dem Bösen*

zusammengestellt von
Danutasn Brown

Widersteht nicht dem Bösen

Zusammengestellt

von

Danutasn Brown

Titel der Originalausgabe:

Resist Not Evil:

Practical Examples from Adin Ballou's Book 'Christian Non-Resistance'

compiled by Danutasn Brown



©2020

Herausgeber:

Maranathamedia.de

Übersetzung:

Franziska Bunkus, Yvonne Eisenblätter

Widersteht nicht dem Bösen

Praktische Beispiele von Adin Ballous Buch 'Christian Non-Resistance'¹

Ihr habt gehört, dass gesagt ist: »Auge um Auge und Zahn um Zahn!« 39 Ich aber sage euch: Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen; sondern wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, so biete ihm auch die andere dar... (Matthäus 5,38.39)

In dem Gleichnis vom ungerechten Richter hat Christus gezeigt, was wir tun sollen. „Gott aber, wird er nicht seinen Auserwählten Recht schaffen, die Tag und Nacht zu ihm rufen, wenn er auch lange zuwartet mit ihnen?“ Christus, unser Vorbild, hat nichts getan, um sich selbst zu verteidigen oder zu befreien. Er übergab Seinen Fall Gott. Ebenso sollen auch Seine Nachfolger nicht anklagen, verurteilen oder Gewalt anwenden, um sich selbst zu befreien.

Wenn wir in der Neuzeit an gewaltfreien Widerstand denken, fallen uns zwei Männer ein - Martin Luther King und Mahatma Gandhi. King wurde von Gandhi beeinflusst, und Gandhi wiederum von Leo Tolstoi, einem der berühmtesten Russen, der je gelebt hat. Seine Romane, insbesondere „Anna Karenina“ und „Krieg und Frieden“, gelten als Meisterwerke, die regelmäßig ganz oben auf der Liste stehen, wenn Menschen von den besten Romanen aller Zeiten sprechen.

Gegen Ende seines Lebens wurde Tolstoi von den Lehren Jesu Christi überzeugt, insbesondere von „Liebe deine Feinde“ und „Widersteht nicht dem Bösen“. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er damit, ein gewaltiges Antikriegsbuch mit dem Titel „Das Reich Gottes ist in euch“ zu schreiben, welches Gandhi beeinflusste. Sie hatten einen Briefwechsel, der unter dem Titel „Briefe an einen Hindu“ veröffentlicht wurde. Tolstoi geriet in Schwierigkeiten mit den russischen Behörden, weil er sich dafür aussprach, dass Christen nicht der Armee beitreten sollten. Das verärgerte

1 Das gesamte englische Buch zum Herunterladen:
http://www.nonresistance.org/docs_pdf/Christian_Nonresistance.pdf

den Zaren, weil er Soldaten für seine Armee brauchte, und alle Russen orthodoxe Christen waren.

Es war dieser moralische, gewaltfreie Aspekt des Christentums, den Gandhi schätzte und bewunderte. Tolstoi kritisiert in seinem Buch „Das Reich Gottes ist in euch“ scharf die Kirchen, die mit Regierungen zusammenarbeiten, um eine Theologie zu lehren, die Krieg und Gewalt unter Gläubigen zulässt, entgegen den deutlichen Lehren Christi. Tolstoi erklärt, dass das Christentum deswegen gefallen ist, und dass dieser moralische Verfall in der Kirche zu einer Katastrophe führen würde. Er schrieb besagtes Buch 1894, und 20 Jahre später begann der Erste Weltkrieg, der blutigste Krieg, den die Welt bis dahin jemals erlebt hatte.

Gandhi schaute empört und traurig zu, wie eine ganze Generation Europäer in diesem Krieg starb. Er wurde auch verletzt durch seine Erfahrungen, während er unter britischer Kolonialherrschaft in Südafrika und Indien aufwuchs. Das sollte ihn dazu bringen, diese berühmten Worte über das Christentum zu äußern: „Ich mag euren Christus. Ich mag nur eure Christen nicht. Eure Christen sind ganz anders als euer Christus.“

Als Tolstoi gefragt wurde, wer seiner Meinung nach der größte amerikanische Schriftsteller sei, antwortete er: „Adin Ballou“. Sein Buch gegen den Krieg enthält einen ausgedehnten Abschnitt, in dem er die gute Arbeit würdigt, die Ballou vor ihm geleistet hatte und in dem er beschreibt, wie Ballou ihn beeinflusst hatte. Aber wer war Adin Ballou?

Im frühen 19. Jahrhundert erlebten die Vereinigten Staaten von Amerika eine große christliche Erweckung, die „Das Zweite Große Erwachen“ genannt wurde. Zu dieser Zeit entstanden viele neue Bewegungen, und das Bibelwissen machte große Fortschritte. Adin Ballou kam aus diesem Umfeld und war ein Führer in der abolitionistischen Bewegung, um die Sklaven zu befreien. Viele Amerikaner haben schon von William Lloyd Garrison gehört, einem echten Vorreiter bei der Befreiung der Sklaven. Garrison verfasste einen der ersten Artikel über christliche Gewaltlosigkeit, es war jedoch Ballou, der diesen Grundsätzen wirklich systematisch folgte. Als der Bürgerkrieg zwischen 1861 und 1865 in den USA wütete, gaben viele Pazifisten ihren Glauben auf, weil sie es für notwendig hielten, den Krieg zu gewinnen. Aber nicht Ballou.

Ein Werk von Ballou lebt weiter, und in Krisenzeiten, in denen der Ruf nach Krieg, Sicherheit, Selbstverteidigung und Rache laut wird, wird dieses Buch als Denkmal für ein anderes Verständnis christlicher Moral wiederveröffentlicht. Der Name dieses Buches ist „*Christian Non-Resistance (in all its important bearings)* - Christlicher Nicht-Widerstand (in all seinen wichtigen Bedeutungen)“. Das erste Mal veröffentlicht im Jahr 1846, in den Jahren 1910 und 1970 neu aufgelegt und schließlich in unserer heutigen Zeit auch noch einmal neu erschienen.

In diesem erstaunlichen Buch legt Ballou dar, was es seiner Meinung nach bedeutet „dem Bösen nicht zu widerstehen“, und das Buch beginnt mit einer biblischen Aussage darüber, was es bedeutet und warum so viele Christen gegen Gewaltlosigkeit sind.

Aber das, was für mich in diesem Buch wirklich wertvoll ist, sind all die praktischen Beispiele und Zeugnisse von Menschen, die diesen Grundsatz in die Praxis umsetzten. Diese Dinge möchte ich mit euch in dieser Broschüre teilen und am Ende noch einige Gedanken zum übergeordneten Prinzip hinzufügen. Aber bevor wir einsteigen, lasst uns hören, was Adin sagt, bevor er einige allgemeine Veranschaulichungen zu einem universellen Gesetz gibt: „Gleiches gebiert Seinesgleichen“. Ich habe auch eine Zusammenfassung der folgenden Beispiele miteinbezogen, im Stil der Bücher um 1800, wie sie in Ballous Buch geschrieben wurden:

Ein Gesetz von universeller Natur: Gleiches gebiert Seinesgleichen; Allgemeine Illustrationen im täglichen Leben; Besondere Illustrationen: 1. Unterdrückter Stolz und Spott, 2. Der Mann, dessen Härte gebrochen wurde, 3. Die farbige Frau und der Seemann, 4. Die Heumacher, 5. Die zwei Studenten, 6. Zwei Nachbarn und der Mist, 7. Beschlagnahmung des Pferdes, 8. Zwei Nachbarn und die Hühner, 9. Henry und Albert, 10. Der kleinlaute Hutmacher, 11. Der revolutionäre Soldat, 12. Ex-Präsident Jefferson und das Geschäft des Fassbinders, 13. William Ladd und sein Nachbar Pulsifer - Schlusswort.

Ein Gesetz von universeller Natur: Gleiches gebiert Seinesgleichen

Ich werde jetzt ein anderes Naturgesetz vorstellen - ein Gesetz von universeller Natur - und hier natürlich den Menschen in den Fokus nehmen. So heißt es: Gleiches gebiert Seinesgleichen - physisch, mental, moralisch und geistlich. Gilt dieses Naturgesetz auch für den Nicht-Widerstand? Zeugt er Seinesgleichen oder zeugt er Widerstand? Das ist eine praktische Frage und wird den Streit beilegen. Entweder zeugt der wahre Geist des Nicht-Widerstands einen ihm entsprechenden Geist, oder er zeugt einen gewalttätigen und kämpferischen Geist. Welcher ist es? Entweder führt das Ausüben des Nicht-Widerstands dazu, die Wut der angreifenden Partei zu entwaffnen und abzumildern, oder es führt dazu, sie bei ihrem Angriff zu ermutigen, aufzustacheln und zu bestätigen. Welches von beidem? Letzteres widerspräche dem Naturgesetz, das die Erzeugung von Gleichem durch Gleiches erforderlich macht. Ersteres stünde in Einklang mit diesem Gesetz. Und wenn das zutrifft, ist es genau die Lehre, die notwendig ist, um die Welt mit Frieden zu erfüllen. Es lohnt sich also, die Wahrheit in diesem Punkt herauszufinden.

Lassen Sie mich mit einer Frage beginnen: Ist die Verletzung, die ich zu beseitigen versuche, nicht aus einer Verletzung entstanden? Warum fügt die angegriffene Person dem Täter eine Verletzung zu? „Um sich zu verteidigen“, wird gesagt. Aber warum verteidigt man sich, indem man die andere Partei verletzt? „Weil das - und nur das - einen Effekt auf ihn haben wird.“ Wirklich? Was gibt der angegriffenen Person ins Herz oder in die Gedanken ein, Verletzungen mit Verletzungen abzuwehren? Es ist: Gleiches gebiert Seinesgleichen; Verletzungen bringen Verletzungen hervor, sie suggerieren diese, treiben dazu an und erzeugen sie.

Es wird an keinen besseren Weg gedacht, es wird kein besserer Weg gewollt als Leben für Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Schlag für Schlag, Gewalt für Gewalt, Verletzung für Verletzung. „Ich werde mit ihm tun, wie er mir getan hat. Das ist gut genug für ihn. Wie du mir, so ich dir. Ich will ihm Gleiches mit Gleichem

vergelten. Ihm soll in seiner eigenen Münze bezahlt werden. Er soll besser belehrt werden nach seiner eigenen Fassung.“ Das sind die Gefühle und die Sprache des Widerstandes. Hier ist ein Beweis dafür, dass die Gesinnung zum Verletzen eine Gesinnung zum Verletzen gebiert, und der Akt der Verletzung eine Gegenverletzung verursacht. Was wird dann die weitere Auswirkung sein? Wenn ein Mann mich heftig schlägt und ich den Schlag mit gleicher oder noch größerer Gewalt erwidere, ruft mein Schlag dann nicht nach einem dritten? Und so weiter, bis die schwächere Partei „Halt!“ schreit? Das ist das Naturgesetz. Bewirkt der Gegner, dass sich der Angreifer - wenn er scharf zurückgewiesen wird und sich im Unrecht weiß - zurückzieht und lernen wird, höflich zu sein? Es hängt davon ab, welche der Parteien am härtesten zuschlagen und am schlimmsten verletzen kann. Wenn der Angreifer die stärkere Partei ist, wird er nur umso härter kämpfen, bis sein Gegner besiegt ist. Wenn er jedoch die schwächere Partei ist, wird er aus der Notwendigkeit heraus und nicht aus Grundsatz nachgeben, seine machtlose Rache bleibt in seinem Herzen, um dort bis zu einer besseren Gelegenheit vor sich hin zu gären. Wenn Gerechtigkeitssinn oder Gewissen etwas mit seiner Zurückhaltung zu tun hätten, würde es eine viel stärker Wirkung auf seine Seele haben, wenn der Verletzte sich ganz und gar weigern würde, zurückzuschlagen. Das Argument spricht also in diesem Fall völlig zugunsten meiner Lehre.

Ballou gibt zuerst Beispiele für eher alltägliche Angelegenheiten, später geht er auf dramatischere Beispiele ein. Diese alltäglichen Beispiele sind jedoch auch tiefgreifend, da wir uns im Allgemeinen häufiger in solchen Situationen als in dramatischen Situationen befinden.

*„Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten ungerecht ist, der ist auch im Großen ungerecht.“
Lukas 16,10*

Allgemeine Illustrationen des täglichen Lebens

Betrachten wir nun einige alltägliche Begebenheiten des Lebens, mit denen viele durch eigene Erfahrungen und Beobachtungen vertraut sind.

Wir sehen einen Mann mit sehr großer Kampfbereitschaft und wenig ausgleichenden Veranlagungen. Wenn dieser Mann auf einen anderen mit demselben Charakter trifft, wird er mit ziemlicher Sicherheit kämpfen, streiten oder zumindest heftig diskutieren. Er ist überladen und schleudert eine Art phrenomagnetische Kriegsflüssigkeit in alle Richtungen ab. Kaum kommt er mit jemandem in Kontakt, der dieselbe Veranlagung hat, entzünden sie sich gegenseitig. Streit, Wortgefechte und Gewalt trägt er mit sich, wohin er auch geht. Es werden sogar viele, die in der Regel höflich und friedfertig sind, zu einem Kampf mit ihm herausgefordert. Er zieht, bis zu einem gewissen Grad, jeden empfänglichen Menschen, auf den er trifft, magnetisch an. Wenn er mit irgendjemandem friedlich leben kann, dann sind es nur solche, die ihm aufgrund ihrer natürlichen Veranlagung oder ihres moralischen Grundsatzes nicht widerstehen. Er wird es ihnen zwar unbequem machen, aber indem sie ihn und seine Beleidigungen mit Geduld ertragen, können sie ihn verhältnismäßig vernünftig halten und ihr Leben in seiner Nähe verbringen, ohne dass es zu einem ernsthaften Ausbruch kommt.

Wer hat solche Personen nicht schon kennengelernt? Und wer wüsste nicht, dass sie mit Gewalt und verletzendem Widerstand niemals geheilt werden können? Sie können halbtot geschlagen werden – immer und immer wieder - mit keinem anderen Ergebnis, als dem, dass sie dadurch nur um so mehr zu Kindern des Zorns werden. Diese Art des Bösen wird man nicht anders los als durch Gebet, Fasten und der Enthaltensamkeit von Gewalt.

Hier haben wir noch einen anderen Mann mit übertriebenem Selbstwertgefühl. Er ist stolz, hochmütig, verächtlich, und in allen Belangen überheblich. Was passiert, wenn zwei solche Charaktere aufeinandertreffen? Wird es nicht eine gegenseitige Entzündung

der reizbaren Organe geben? Bringen sie sich nicht gegenseitig dazu, anzuschwellen, sich die Stirn zu bieten und zurückzuschlagen? Jeder wird den anderen desselben Fehlers beschuldigen und solche Hochmütigkeit als unerträglich anprangern, ohne jemals zu ahnen, dass es ein Spiegelbild des eigenen Gesichts im Anderen ist, das da so verabscheuungswürdig erscheint.

Angenommen, einer dieser Charaktere bewegt sich unter Personen, die normalerweise demütig und bescheiden sind. Nehmen wir an, er behandelt sie mit spürbarer Missachtung, Hohn oder Desinteresse - was wird die Auswirkung sein? Ihr bescheidenes Selbstwertgefühl wird gereizt, ihre Haltung wird aufrechter. Ihre Köpfe werden sich umdrehen und sie werden anfangen zu murmeln: „Er denkt wohl, er sei besser als andere, aber er soll wissen, dass andere genauso gut sind wie er. Wir dürfen uns von seiner Verachtung nicht herabwürdigen lassen.“ Woher kommt diese plötzliche Zunahme des Selbstwertgefühls in ihrem Denken? Sie wurde erzeugt oder zumindest angeregt durch die überladene Batterie des Magnetisierers. Gleiches produziert Seinesgleichen.

Drehen wir den Fall um. Stellen Sie sich eine Person vor mit großem Talent, Reichtum oder bedeutendem persönlichen Einfluss. Ein solcher Charakter verlangt natürlich großen Respekt, doch er ist demütig, bescheiden und besonders respektvoll gegenüber jedem - sowohl gegenüber den Armen als auch gegenüber den Reichen, gegenüber den Ungelehrten als auch den Gelehrten sowie gegenüber den Menschen in den unteren als auch denen in den gehobeneren Gesellschaftsschichten. Wie sehr wird er wohl von der Mehrheit der Menschen geliebt und geschätzt? „Er ist nicht stolz“, sagt einer. „Er fühlt sich nicht als etwas Besseres“, sagt ein anderer. „Ich treffe mich immer sehr gerne mit ihm und bin gern mit ihm zusammen“, sagt ein weiterer, „weil er so nett, bescheiden und freundlich zu jedem ist.“ Selbst Neidische und Mürrische sind halb entwaffnet, wenn sie mit einer solchen

Person in Kontakt kommen. Wie zuvor: Gleiches gebiert Seinesgleichen.

Dort drüben ist ein Mann, der übertrieben habgierig ist. Er muss immer das größte Stück vom Kuchen haben. Von jedem, mit dem er zu tun hat, muss er etwas abziehen und stellt sicher, dass er auch noch den halben Cent bekommt, wenn er Geld wechselt. Er ist nie zufrieden, wenn er nicht sein eigenes Nest auspolstert. Dennoch beklagt sich niemand mehr über geizige Menschen als er selbst. Er trifft sich selten mit Personen, die seiner Meinung nach mit anderen so umgehen, wie er es selbst tun würde. Was ist das Problem? Die Selbstsucht dieses Mannes zieht diejenigen magnetisch an, mit denen er zu tun hat. Seine Habgier erregt ihre eigene und so stehen sie für ihre eigenen Interessen ein. Sie werden sich nicht von ihm übers Ohr hauen lassen. Sie sind entschlossen, seinem räuberischen Geiz nicht nachzugeben. Sie achten darauf, dass er sie nicht betrügt, sich bei einem Handel nicht ihr Eigentum unter den Nagel reißt oder es in Form von Wucher erpresst. Sie pochen sogar hartnäckig auf jeden halben Cent, wenn sie mit ihm verhandeln. Und viele, die sonst nicht kleinlich sein würden, legen Wert darauf, ihm nicht den geringsten Vorteil zu gönnen. „Auf diesen alten Halunken müssen wir ein Auge haben“ sagen sie. „Der halbe Cent ist nichts wert, aber er soll ihn nicht bekommen.“ Gleiches erzeugt Seinesgleichen, also Konflikte und Widerstand.

Kehren wir den Charakter um. Stellen wir uns einen großzügigen, herzlichen Mann vor, der stets darauf bedacht ist, bei Maß und Gewicht draufzulegen, stets gewissenhaft, nicht mehr zu fordern als ihm zusteht und die Kleinigkeit immer auf die Waage seines Nächsten wirft anstatt zu seinen Gunsten zu handeln. Wie viele Personen, die sonst als genau und kleinlich bei ihren Handelspartnern bekannt sind, lockern ihre Wachsamkeit, nehmen Kleinigkeiten nicht mehr so genau und bestehen sogar darauf, dass nicht immer nur sie den halben Cent eines Mannes bekommen, der ihnen so bereitwillig nachgibt. Ist das nicht Realität im alltäglichen Leben?

So ist es nicht bei einem niederträchtigen Verschmäher. Er greift einen Mann mit harten, beleidigenden Worten und Verleumdungen an. Wenn dieser Mann nicht besonders auf der Hut ist oder von Natur aus eine sehr sanfte Natur oder ein grundsatztreues, nicht-widerstehendes Wesen hat, wird ihn das aufregen, und er wird zehn zu eins eine Breitseite zurückgeben, die so schrecklich ist, wie er sie erhalten hat. Er lästert, beschimpft, schmäht und verflucht ebenfalls. Aber lass einen wahren Christen diesen Sturm vergifteter Worte abbekommen und auf seinen Schild der Selbstbeherrschung einschlagen, so prasseln sie nur für einen Moment wie Hagel auf seine Oberfläche und fallen dann harmlos zu seinen Füßen. Eine zweite und dritte Entladung folgt, doch er bleibt ruhig. Der Angreifer ist halb verärgert, ziemlich verwirrt und schämt sich bald seiner selbst. Entweder verlässt er den Schauplatz oder hört auf die Vernunft und ist vielleicht gezwungen, um Entschuldigung für seine Unhöflichkeit zu bitten. Auf jeden Fall wird ihm seine Beschimpfung eines ruhigen, gutherzigen, unerschütterlichen Mannes nicht ohne eine gewisse Demütigung in Erinnerung bleiben. Und wenn jeder Mann, der einen Platz in den besseren Reihen der Gesellschaft einnimmt, ihn auf die gleiche Weise behandeln würde, wäre er letztendlich vollkommen von dem schlechten Humor seiner Zunge geheilt. Es ist so wahr, dass „eine sanfte Antwort den Zorn abwendet, ein verletzendes Wort aber reizt zum Zorn.“ (Sprüche 15,1)

Solche vertrauten Mechanismen dieses Naturgesetzes sollten die unwilligsten Augen für die Tatsache öffnen, dass Nicht-Widerstand, anstatt im Widerspruch mit dem Natürlichen zu sein, in genauer Übereinstimmung mit demselben ist. Und wenn es das erklärte Ziel guter Menschen ist, Gewalt, Grausamkeit, Mord und all die großen Verbrechen, die das Glück der Menschheit zerstören, zu beseitigen, so sollten sie wissen, dass das niemals möglich ist, indem man Böses mit Bösem vergilt – Verletzung mit Verletzung. Gleiches muss Seinesgleichen hervorbringen, und wenn wir den Verletzungen von Übeltätern nicht in einer Art und Weise entgegentreten, die der ihrigen völlig entgegengesetzt ist,

werden wir ihre bösen Herzen nur zu noch schlimmerem Verhalten aufstacheln, bestärken und trainieren. Wir werden die Bosheit nur vervielfältigen, der wir so heftig widerstehen. Obwohl die Verletzungen, die wir zufügen, nur durch Widerstand gegen Aggression geschehen, folgen sie dennoch demselben Gesetz. Sie produzieren Ihresgleichen. Sie züchten eine neue Brut von Verletzungen. Wenn das auch nicht in jedem Einzelfall ganz genau zutrifft, so gilt es dennoch im Großen und Ganzen. Das Ergebnis wird produziert - direkt oder indirekt, früher oder später.

Besondere Illustrationen – Fakten aus dem wahren Leben

Ich möchte nun eine Reihe von Fakten aus dem wahren Leben darlegen, die die Wahrheiten veranschaulichen, für die ich eintrete und die meine Argumente bestätigen.

Unterdrückter Stolz und Spott

Eine Dame, die in der Nachbarstadt des Schriftstellers wohnte, behandelte zum wiederholten Male einen freundlich gesinnten jungen Mann mit offenkundiger Verachtung und Unfreundlichkeit. Keiner von beiden bewegte sich in den gehobeneren Kreisen der Gesellschaft, aber die Dame nutzte ohne jeglichen Grund zahlreiche Gelegenheiten, den jungen Mann spüren zu lassen, dass er ihrer Beachtung nicht wert sei und völlig unqualifiziert, um mit dem üblichen Respekt behandelt zu werden. Unglücklicherweise erlitt die besagte Dame einen erheblichen Verlust bei der Zerstörung einer wertvollen Kutsche, die durch die Flucht eines nicht angebandenen Pferdes verursacht wurde. Sie hatte das Pferd und das Fahrzeug nur geliehen und musste den Schaden wiedergutmachen. Dies war eine ernsthafte Belastung für ihre finanziellen Mittel, und sie war durch ihr Unglück sehr bekümmert. Der junge Mann, freundlich und großzügig gesinnt und zudem entschlossen, Böses mit Gutem zu vergelten, machte sich sofort daran, Geld für sie zu sammeln. Indem er selbst

reichlich beisteuerte und fleißig andere um Spenden bat, hatte er bald eine großzügige Summe zusammen, und noch bevor sie von seiner Unternehmung erfuhr, erschien er vor ihr und stellte ihr seine Sammlung bescheiden zur Verfügung. Sie war wie vom Blitz getroffen. Er ging, ohne auf Dank oder Beifall zu warten. Sie war völlig überwältigt, weinte wie ein Kind und erklärte, sie würde sich nie wieder schuldig machen, jemanden zu verachten, zu tadeln oder unfreundlich zu behandeln. Gab es irgendetwas in all dem, was dem Natürlichen entgegensteht?

Der Mann, dessen Härte gebrochen wurde

Ein mir bekannter Mann, der einige meiner Ausführungen zu diesem Thema hörte, stellte aus eigener Erfahrung fest, dass die Lehre richtig war; und obwohl er selbst in seinem Leben nie den Grundsatz des Nicht-Widerstands praktiziert hatte, wandte er ihn einmal aus einem Impuls heraus an - mit erstaunlichem Erfolg. Er wuchs bei seinem kinderlosen Onkel auf, der bekannt war für seine handgreiflichen Wutausbrüche und für die Grausamkeit, mit der er sein Vieh und die Jungen, die er bei sich aufnahm, schlug, wenn sie ihn provozierten. Er konnte nur wenig von Jungen oder Vieh ertragen und war daher bis weit nach seinen mittleren Lebensjahren ein häufiger und wütender Prügler.

Der Erzähler gab an, dass er schon fast ein erwachsener Mann war, als die beiden im Winter mit dem Gespann in den Wald fuhren, um Brennmaterial zu holen. Der Weg aus dem Wald heraus führte über einen wenig befahrenen Pfad. Schließlich stieß der Schlitten auf ein Hindernis, das unter dem Schnee verborgen lag, sodass das gesamte Gespann feststeckte. Der durch diese Unterbrechung provozierte Onkel rief zu seinem Neffen, der die Peitsche hielt, er solle weiterfahren und das Vieh vorantreiben. Dieser schrie und benutzte die Peitsche, wie ihm aufgetragen war, doch vergebens, der Schlitten steckte fest. „Mein Onkel bekam einen gewaltigen Wutanfall“, sagte er, „und als Urheber des ganzen Unheils bedrohte er mich fürchterlich mit einem Knüppel,

den er sich von der Ladung griff. Ich fühlte mich völlig unschuldig, war jedoch entschlossen, dem Zorn meines Onkels nicht länger zu widerstehen, sondern meine Peitsche mit seinem Schläger zu tauschen, der fast so lang war wie ein Schlittenpfahl. Als er mit erhobener Waffe auf mich zustürzte, ergriff ich sie mit fester Hand, streckte ihm mit der anderen Hand meine Peitsche entgegen und sagte: 'Hier, Onkel, mit so etwas sollst du mich nicht schlagen, nimm die Peitsche.' Sofort ließ er den Stock los, ergriff die Peitsche, und schlug mich damit fürchterlich auf Kopf, Schultern und Rücken. Dann gab er mir die Peitsche wieder und schrie mit strenger Heftigkeit: 'Jetzt fahr das Gespann nach Hause!' Ich antwortete ruhig, aber entschlossen: 'Nein, ich habe mein Bestes gegeben und werde es nicht noch einmal versuchen. Fahr du selbst, Onkel.' Daraufhin griff er die armen Ochsen heftig an, schrie, tobte und schlug sie genauso gnadenlos wie mich, bis er vor Erschöpfung etwas abließ.

Nach einer kurzen Pause, in der er wieder etwas zur Besinnung kam, begann er, nach dem Hindernis zu suchen und stellte bald fest, dass ein kleiner Baum auf den Weg gefallen war und fest im darüber liegenden Schnee lag. Nachdem er das erkannte, befahl er mir, den Stamm durchzusägen, um ihn entfernen zu können. Ich fing an, doch mein Rücken und meine Schultern schmerzten furchtbar von den unverdienten Peitschenhieben. Als ich zur Hälfte durch war, schaute ich zu meinem Onkel auf und fragte: 'Onkel, fühlst du dich jetzt besser, nachdem du mir die grausamen Schläge gegeben hast?' Er sah blass aus und man sah ihm an, dass ihn sein Gewissen schlug. Ohne eine Antwort zu geben, machte er sich für den Heimweg bereit. Ich zog den Baumstamm heraus und wir fuhren ohne weitere Zwischenfälle nach Hause.

Ab diesem Zeitpunkt, Herr Ballou, brach mein Onkel nie wieder in seine alten Wutanfälle aus. Er hat mich nie wieder geschlagen, beschimpft oder misshandelt, auch nicht sein Vieh - ganz im Gegenteil: Er lieferte sich sogar mehrmals einem böartigen Buben aus, den er erzogen hatte, ohne ihm einen Schlag zu versetzen oder auch nur wütend zu werden. Ich arbeitete noch

einige Jahre mit ihm, und als ich beobachtete, dass er, wie ich fand, den gerade genannten Jungen zu lasch erzog, fragte ich ihn eines Tages, was sein Verhalten so völlig verändert habe. Er schaute mir mit einem schwermütigen Gesichtsausdruck in die Augen und sagte: 'Erinnerst du dich an die grausamen Peitschenhiebe, die ich dir gab, als wir im Schnee steckengeblieben sind?' 'Nur zu gut', antwortete ich. 'Das hat mein Härte gebrochen', sagte er. 'Ich hatte noch nie zuvor solche Gefühle. Ich war seitdem nicht mehr derselbe Mensch. Ich habe mir feierlich geschworen, solange ich lebe, nie wieder einen Menschen oder ein Tier so grausam zu schlagen. Und ich habe seitdem kaum ein Verlangen dazu verspürt.' Große Tränen liefen ihm über die Wangen und er wandte sich schweigend ab.

Oft habe ich darüber nachgedacht, seit mein Onkel gestorben ist. Das überzeugt mich, dass Ihre Lehre die Wahrheit ist.“

Welchen Eindruck macht das bei meinem Leser? Deutet es darauf hin, dass Nicht-Widerstand gegen die Naturgesetze verstößt oder dass er mit ihnen übereinstimmt?

Die farbige Frau und der Seemann

Eine ehrenwerte alte farbige Frau erledigte eines Tages in New York einige Besorgungen und ging mit ihrer Tabakpfeife im Mund leise rauchend die Straße entlang zu einem benachbarten Laden. Ein fröhlicher Seemann, der vom Alkohol etwas dreist war, kam die Straße heruntergelaufen, und als er unserer guten Phyllis gegenüberstand, drängte er sie frech beiseite und stieß ihr mit einer Handbewegung die Pfeife aus dem Mund. Dann blieb er stehen, um zu hören, wie sie sich über seinen Streich ärgerte und wollte auf ihre Kosten lachen. Doch wie groß war sein Erstaunen, als sie sanftmütig die Stücke ihrer zerbrochenen Pfeife aufhob und ihm ohne den geringsten Groll einen würdevollen Blick voll Trauer, Güte und Mitleid zuwarf und sagte: „Gott vergebe dir, mein Sohn, genau wie ich es tue.“ Dies berührte eine zarte Saite im Herzen des ungehobelten Seemannes. Er fühlte sich beschämt, verurteilt und

reumütig. Tränen stiegen ihm in die Augen, er wollte es wiedergutmachen. Er gestand seinen Fehler aus tiefsten Herzen ein, steckte beide Hände in seine zwei Taschen voller Wechselgeld, drängte ihr den Inhalt auf und sagte: „Gott segne dich, gütige Mutter, ich werde so etwas nie wieder tun.“

Die Heumacher

Zwei Nachbarn holten ihr Heu von nahegelegenen Sumpfgeländen. Dem Einen geschah das Unglück, dass sein Gespann samt Ladung im Sumpf versank und er Hilfe von dem Anderen brauchte. Er bat ihn, ihn mit seinen Ochsen und Männern zu unterstützen, aber sein Nachbar war mürrisch und überhäufte ihn mit Vorwürfen für sein unbedachtes Vorgehen und sagte, er solle selbst zusehen. Mit erheblichen Schwierigkeiten konnte er seine Ladung schließlich aus dem Sumpf ziehen und weiterarbeiten. Ein oder zwei Tage später sah sich sein mürrischer Nachbar mit einem ähnlichen Missgeschick konfrontiert, woraufhin er, ohne auf eine Bitte zu warten, freiwillig mit seinen Ochsen anrückte und die notwendige Hilfe leistete. Der Griesgram schämte sich. Sein Böses wurde vom Guten seines Nachbarn überwunden, und fortan verweigerte er ihm nie wieder einen Gefallen.

Die zwei Studenten

Zwei Studenten von einer unserer Universitäten hatten ein kleines Missverständnis. Einer von ihnen war ein heißblütiger Südstaatler. Er fühlte sich beleidigt und begann, gemäß seinen südlichen Vorstellungen von Ehre, Wiedergutmachung zu fordern. Er traf auf christliche Festigkeit und Sanftmut. Der andere sagte in ruhigem Ton zu seinem erregten Kommilitonen, er könne nur christliche Wiedergutmachung geben; dass er sich nicht bewusst sei, ihn verletzt oder beleidigt zu haben, und dass er, wenn dieser ihn überzeugen könne, dass er ihm überhaupt Unrecht getan hatte, auch gern bereit war, reichlich Wiedergutmachung zu leisten. Der

Südstaatler sprudelte in galanter Empörung einige Momente über, entließ eine Flut tadelnder Schimpfworte und drohte, seine feige Frechheit zu züchtigen. Aber nichts konnte den anderen von seiner Gelassenheit abbringen. Ohne die geringsten Anzeichen von Angst oder Unterwürfigkeit begegnete er der Gewalt seines Gegners mit wahrem Heldentum, erklärte, dass sie doch bisher Freunde gewesen seien, und dass er seine freundliche Haltung beibehalten wolle, wie auch immer er behandelt werden mochte und beschwor den Drohenden, sich zu überlegen, wie unwürdig sein gegenwärtiges Temperament, seine Sprache und sein Verhalten seien.

Sein Auftreten, sein Aussehen, seine Worte und sein Tonfall verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Zornesröte verwandelte sich in Schamesröte und Gewissensbisse. Der kleinlaute Südstaatler trat offen vor, streckte seine bebende Hand aus und gab zu: „Ich habe mich wie ein Narr verhalten und geredet, kannst du mir vergeben?“ „Von ganzem Herzen“, war die freundliche Antwort. Sofort umarmten sie sich, die Versöhnung war vollbracht und sie blieben fortan gute Freunde.

Der Inhalt dieser Anekdote wurde mir von einem werten Prediger der Baptisten übermittelt, nachdem er einer meiner Vorlesungen über Nicht-Widerstand beigewohnt hatte, und ich glaube, er gab sich selbst als Zeugen dieser Szene an.

Zwei Nachbarn und der Mist

Zwei meiner ehemaligen Nachbarn hatten einen kleinen Streit über ein paar Ladungen Mist. Einer von ihnen war der Pächter des anderen. Der Verpächter hatte ausdrücklich festgelegt, sich den gesamten Stallmist reservieren zu lassen und im Gegenzug dem Mieter bestimmte Privilegien und Gefälligkeiten eingeräumt. Da der Mieter jedoch eine beträchtliche Menge Heu aus dem Ausland gekauft und verbraucht hatte, forderte er nun einen Teil des Mistes für sich. Er schlug vor, bestimmte vertrauenswürdige Nachbarn über diesen Fall entscheiden zu lassen. Der andere

lehnte jedoch jegliche Einbeziehung Dritter ab, da sie beide wüssten, was richtig sei und ihre Schwierigkeiten untereinander regeln könnten. Aber der Mieter brachte es eines Tages fertig, ihm in Gegenwart einiger friedlicher Nachbarn erneut in aller Ernsthaftigkeit seinen Vorschlag vorzutragen und bat ihn, diese über ihren Fall entscheiden zu lassen. Der andere, betrübt über seine Aufsässigkeit, antwortete prompt: „Ich habe nichts ausgelassen, ich habe mich bemüht, das zu tun, was wir vereinbart hatten und Sie so zu behandeln, wie ich gern behandelt werden würde. Gott, der Allmächtige, hat uns allen etwas ins Herz gepflanzt, das uns sagt, was richtig und was falsch ist. Wenn Sie der Meinung sind, dass es richtig ist, diesen Mist abzutransportieren, tun Sie es, wann immer Sie möchten, und ich verpflichte mich, Sie niemals auch nur mit einer Frage in dieser Angelegenheit zu belästigen.“

Das hatte seine Wirkung. Der Mieter erkannte seinen Irrtum, alle waren still, der Anspruch verfiel an der Schranke des Gewissens und nicht-widerstehende Güte und Beschlusskraft heilten jegliche Auseinandersetzung.

Diese Geschichte wurde mir von einem der Freunde erzählt, der in dem Fall als Richter und Entscheider ausgewählt wurde. Sein bezeichnender Kommentar war: „Das war eine der größten Predigten, die ich je gehört habe.“

Beschlagnahmung des Pferdes

Eines Nachmittags kam ein Mann voller Wut auf seinen Nachbarn zu und sagte: „Hey du, Kerl! Ich habe dein Pferd heute Morgen auf der Straße gefunden und es ins Tierheim gesteckt, da ist es jetzt. Wenn du es wiederhaben willst, musst du hingehen und die Gebühren zahlen. Und eines sage ich dir: Wann immer ich es wieder losgebunden auf der Straße finde, werde ich es wieder auf deine Kosten dorthin bringen.“ „Und ich“, sagte der Nachbar, „habe heute Morgen aus meinem Fenster geschaut und deine Kühe in meinem Maisfeld gesehen. Ich habe sie alle wieder auf

deine Weide getrieben. Und ich sage dir auch etwas: Wann immer ich sie wieder in meinem Maisfeld sehe, werde ich genau dasselbe wieder tun.“ Der erste war gedemütigt, versöhnt, schickte jemanden zum Tierheim, bezahlte die Gebühren und gab seinem Nachbarn das Pferd zurück mit einer ehrenwerten Entschuldigung für sein schlechtes Benehmen. - Anonym.

Zwei Nachbarn und die Hühner

Ein Mann in New Jersey erzählte Henry C. Wright die folgende Geschichte, die sich zwischen ihm und seinem Nachbarn abgespielt hatte:

„Ich hatte einmal eine große Schar Hühner. Normalerweise hielt ich sie hinter verschlossenen Türen, doch eines Frühlings beschloss ich, sie in meinem Garten frei laufen zu lassen, nachdem ich ihre Flügel gestutzt hatte, damit sie nicht wegfliegen konnten. Eines Tages, als ich zum Abendessen nach Hause kam, erfuhr ich, dass einer meiner Nachbarn wütend vor der Tür gestanden hatte, um mir mitzuteilen, dass meine Hühner in seinem Garten gewesen seien, und dass er mehrere von ihnen getötet und sie zurück auf meinen Hof geworfen habe. Ich war sehr wütend, weil er meine schönen Hühner getötet hatte, die mir viel bedeuteten. Ich beschloss sofort, mich zu rächen, ihn zu verklagen oder mir auf irgendeine Weise Wiedergutmachung zu verschaffen. Ich setzte mich und aß mein Abendessen so ruhig ich konnte. Als ich mit dem Essen fertig war, hatte ich mich etwas besonnen und dachte, dass es vielleicht nicht das Beste wäre, mit meinem Nachbarn wegen Hühnern zu streiten und ihn dadurch zu meinem erbitterten, dauerhaften Feind zu machen. Ich beschloss, es auf eine andere Weise zu versuchen, da ich mir sicher war, dass dies besser sein würde.

Nach dem Abendessen ging ich zu meinem Nachbarn. Er war in seinem Garten. Ich ging heraus und sah, wie er gerade eines meiner Hühner mit einem Knüppel verfolgte und versuchte, es zu töten. Ich sprach ihn an. Er wandte sich mit wutentbrannter Miene

zu mir und brach in heftigem Zorn aus: 'Du hast mich schikaniert. Ich werde alle deine Hühner töten, wenn ich sie erwische. Ich wurde noch nie so schikaniert. Mein ganzer Garten ist ruiniert!' 'Es tut mir sehr leid', sagte ich. 'Ich wollte dich nicht verletzen und sehe jetzt, dass ich einen großen Fehler gemacht habe, als ich meine Hühner herausgelassen habe. Ich bitte dich um Entschuldigung und bin bereit, dir den Schaden sechsfach zu erstatten.'

Der Mann schien verwirrt zu sein. Er wusste nicht, was er damit anfangen sollte. Er sah zum Himmel hinauf, dann zur Erde hinunter und dann zu der armen Henne, die er verfolgt hatte und sagte nichts. 'Sag mir doch jetzt', sagte ich, 'wie hoch der Schaden ist, und ich werde ihn dir sechsfach bezahlen. Außerdem verspreche ich dir, dass meine Hühner dich nie mehr belästigen werden. Ich überlasse es ganz dir, zu sagen, was ich tun soll. Ich kann es mir nicht leisten, die Liebe und das Wohlwollen meiner Nachbarn zu verlieren und mit ihnen um Hühner oder sonst etwas zu streiten.' 'Ich bin ein großer Dummkopf!', sagte der Nachbar. 'Der Schaden ist überhaupt nicht der Rede wert. Vielmehr muss ich dich entschädigen, als du mich, und ich muss dich um Vergebung bitten, anstatt du mich.'" Henry C. Wright „Ein Kuss für einen Schlag“

Henry und Albert

„Ich schreibe hauptsächlich, um Ihnen einen Bericht über die Kraft der Liebe zu geben, die sich in der Familie meines alten, mittlerweile verstorbenen Freundes zugetragen hat. Neben anderen Kindern hinterließ er zwei Söhne, Henry, ungefähr 20 Jahre alt, und Albert, ungefähr 16 Jahre alt. Letzterer hatte ein sogenanntes schlechtes, unbeherrschtes Temperament, womit er seiner Mutter viel Ärger bereitete; und sie (wahrscheinlich in schlechter Laune) sagte Henry, er solle ihn auspeitschen. Henry tat, was ihm gesagt wurde, doch Albert widerstand ihm und bekam noch eine schwere Tracht Prügel. Aber das bändigte ihn

überhaupt nicht, und er schwor, dass er nie wieder mit Henry sprechen würde, bis er alt genug war, um sich zu rächen. Solange er zu Hause blieb (einige Monate, glaube ich), sprach er kein Wort mit Henry.

Danach ging er zur See und war 4 oder 5 Jahre nicht zu Hause. Doch Albert war ein Junge, der auch viele gute Eigenschaften hatte. Er legte Geld beiseite, und während das Schiff in den Häfen der fernen Länder, die er besuchte, be- und entladen wurde, machte er kurze Ausflüge ins Landesinnere und hielt Augen und Ohren offen, um sein Wissen zu erweitern und so viel Information zu erlangen wie er nur konnte. Er kam zurück als erstaunlich kräftiger, athletischer junger Mann und augenscheinlich großartig entwickelt. Er war offen und gesellig mit der ganzen Familie, aber mit Henry redete er kein Wort. Letzterer war in der Zwischenzeit ein methodistischer Prediger geworden, und Alberts Verhalten ihm gegenüber betrübte ihn zutiefst.

Nach einer Weile ging Henry zu Albert und sagte mit Tränen in den Augen: 'Albert, ich kann unmöglich länger so leben. Dein Schweigen kann ich keine Stunde länger ertragen. Erinnerst du dich, dass du gesagt hast, wenn du mich ausgepeitscht hättest, würdest du wieder mit mir sprechen? Ich bin jetzt bereit, deine Strafe zu bekommen. Lass uns in die Scheune gehen, ich werde meinen Mantel ausziehen und ich verspreche dir, dass ich keinen Widerstand leisten werde; du kannst mich peitschen, solange du willst und dann werden wir wieder Freunde sein. Ich hätte dich niemals geschlagen, wenn Mutter es nicht verlangt hätte. Es tut mir leid, dass ich es getan habe.' Alberts kräftiges Herz konnte Schläge in nahezu jeder Menge ertragen, ohne zurückzuweichen, aber Henrys Liebe konnte es nicht standhalten. Es schmolz seinen stolzen Geist augenblicklich und innerhalb von Sekunden war er in Tränen gebadet. Sie umarmten sich sofort. Für eine Weile war ihre Liebe zu groß, als dass sie etwas sagen konnten, aber bald drückte Albert sein Bedauern für das aus, was er gesagt hatte, und sie lieben sich, soviel ich weiß, bis heute noch, wie alle anderen

*Brüder im Land. Und Gott, dem Gott des Friedens, sei alle Ehre.“ -
Brief von Alfred Wells in „Der praktische Christ“*

Der kleinlaute Hutmacher

„Vor neunzehn oder zwanzig Jahren, als ich im Hutmachergeschäft tätig war, beschäftigte ich einen Mann namens Jonas Pike aus Massachusetts, der ein ausgezeichneter Arbeiter in der Herstellung von Hüten war. Aber er gehörte zu dieser Art von Gesellen, die ihre „Züge“ hatten (eine Zeit, in der sie exzessiv Alkohol tranken), wie man das zu der Zeit bei uns nannte. Aus diesem Grund hatte er meistens keine passende Kleidung. Nachdem er einen Auftrag bekommen hatte, arbeitete er sehr fleißig, bis er zwischen zwanzig und dreißig und manchmal sogar vierzig Dollar für Kleidung verdient hatte (weil es ihm zu Beginn seiner Arbeit immer an Kleidung mangelte), und dann ging er auf einen seiner Züge und veräußerte jedes Kleidungsstück, und wenn es nur 6 Cent brachte, um alles für Whiskey auszugeben.

Wenn alles weg war und er langsam wieder nüchtern wurde, wurde er sehr garstig, manchmal ärgerte er sich und schimpfte, und dann versuchte er mich zu überreden und flehte mich an, ihm einen Hut oder etwas anderes anzuvertrauen, das er verkaufen wollte, um sich damit noch mehr Whisky zu besorgen. Als ich mich weigerte, wurde er sehr wütend und drohte, mich zu schlagen. Ich sagte, dass könne er tun, wenn er das möchte, aber er sagte: 'Ich werde das nicht in deinem eigenen Laden tun... wenn du draußen wärst, würde ich dich verprügeln wie einen Sack.'

Nachdem ich hörte, wie er diese Worte mehrmals wiederholte, ging ich zur Tür hinaus und sagte zu ihm: 'Ich bin jetzt aus dem Laden raus, du kannst mich schlagen, wenn du es dir so sehr wünschst.' Woraufhin er wutentbrannt aus dem Laden kam, sich wie ein Schrank vor mir aufbaute und mich mit einem Schlag auf die Brust traf, dann legte ich meine Hand auf meine Wange, hielt sie ihm entgegen und sagte: 'Jetzt schlag hier, Jonas.' Er sah mich überrascht und erstaunt an, drehte sich um und sagte 'Scher dich

zum..., wenn du nicht kämpfen willst, werde ich dich in Ruhe lassen.'

Er ging in den Laden, setzte sich und war still. Er wurde nüchtern, ging an die Arbeit, und danach war er warmherzig, freundlich und sehr friedfertig mit mir. Ich habe ihn danach noch mehrmals bei mir beschäftigt, und er war immer sehr friedlich und zuvorkommend.“ - Brief von Erastus Hanchett in „Der praktische Christ“

Der revolutionäre Soldat

Ein lieber Bruder, der jetzt tot ist, erzählte mir von einem Erlebnis in seinem Leben, das festgehalten werden sollte. Er war Soldat im Revolutionskrieg (amerikanischer Unabhängigkeitskrieg). Nachdem er hier hergekommen ist, wurde er religiös und war davon überzeugt, dass jeglicher Krieg und Kämpfe dem Evangelium von Christus entgegenstehen. Der Eifer, mit dem er seine Grundsätze vertrat, erweckte die Feindschaft eines bösen Mannes in der Nachbarschaft, der drohte, wenn sein Sohn von der Armee nach Hause käme, würde dieser ihn verprügeln.

Und tatsächlich, als der Sohn nach Hause kam, erzählte der alte Mann ihm so viele Geschichten über diesen Bruder, bis er sich so sehr aufregte, dass er wutschnaubend zu dem Haus ging, in dem mein Bruder lebte – fest entschlossen zu kämpfen. Mein Bruder redete mit ihm und tat alles in seiner Macht stehende, um seinen Zorn zu mildern und ihn von seinem Vorsatz abzubringen, doch es nützte nichts; er musste kämpfen und er würde kämpfen.

‘Nun’, sagte der Bruder, ‘wenn wir schon kämpfen müssen, dann wollen wir doch nicht wie Katz und Hund sein, die im Haus kämpfen; gehen wir raus auf das Feld.’

Dem stimmte er zu. Als sie auf dem Feld angekommen waren und der junge Schläger sich für den Kampf ausgezogen hatte, schaute mein Bruder ihm ins Gesicht und sagte: ‘Du bist ein großer Feigling.’ ‘Feigling? Nenn mich nicht Feigling!’ ‘Nun, du bist aber

einer der größten Feiglinge, die ich je gesehen habe.’ ‘Was meinst du damit?’ ‘Ich meine das so, wie ich es gesagt habe: Du musst schon ein sehr großer Feigling sein, wenn du gegen einen Mann kämpfen willst, der nicht gegen dich kämpfen wird.’ ‘Was, meinst du damit, du kämpfst nicht?’ ‘Richtig, ich kämpfe nicht. Du kannst gegen mich kämpfen, so viel du willst, aber ich werde keinen Finger gegen dich erheben.’ ‘Ist das dein Grundsatz?’ ‘Ja, das ist mein Grundsatz und ich werde ihm treu bleiben.’

Die Gesinnung des jungen Soldaten änderte sich und er sagte, während er seinen Arm ausstreckte: ‘Dann würde ich diesen Arm eher abschneiden als dich zu schlagen.’ Dann klärten sie die Dinge in einem Gespräch und trennten sich als gute Freunde.“ – Nicht-Widerstand

Ex-Präsident Jefferson und das Geschäft des Fassbinders

Folgendes wurde vor vielen Jahren von einem der Beteiligten erzählt, der ein sehr angesehener Bürger von Montgomery County, Pennsylvania, war, und inzwischen verstorben ist:

„Während der Amtszeit von Thomas Jefferson hatten zwei junge Männer aus Pennsylvania seine Handlungsmühle in Monticello gemietet. Eine der Bedingungen war, dass der Verpächter innerhalb eines bestimmten Zeitraums ein Fassbindergeschäft für sie errichten sollte. Als die Zeit für ein gemeinsames Treffen gekommen war, musste der Präsident nach Washington, um seine offiziellen Aufgaben zu erledigen, wo er lange Zeit von nationalen Angelegenheiten in Anspruch genommen war und der Bau des Fassbindergeschäfts von ihm völlig vergessen wurde. Seine Pächter vergaßen es jedoch ganz und gar nicht, denn das Fehlen desselben, und die dadurch behinderte tägliche Arbeit, erinnerten sie ständig an die im Mietvertrag enthaltenen und geplanten Maßnahmen. Schließlich beschlossen sie, das Geschäft selbst aufzubauen und die Kosten dafür ihrem Verpächter in Rechnung zu stellen.

Bei der Rückkehr des Präsidenten an seinem Landsitz trafen sich die Beteiligten, um die lange Rechnung zu begleichen, die während seiner Abwesenheit aufgelaufen war. Die Posten wurden einer nach dem anderen durchgesehen und geprüft, und alle wurden als zufriedenstellend befunden, bis auf die von ihm beanstandete Gebühr für den Bau des Fassbindergeschäfts, von dem er behauptete, dieses von seinen eigenen Arbeitern hätte bauen lassen können. Es wurden mehrere Versuche zur Einigung unternommen, die jedoch immer fehlschlügen. Die jungen Männer wurden hitzig und ereiferten sich in der Angelegenheit, und die beiden Parteien drifteten bei jeder Unterredung weiter auseinander, anstatt sich näher zu kommen.

Bei diesem Stand der Dinge kam der Vater der jungen Männer hinzu, der ein milder, umgänglicher, versöhnlicher Gentleman war und über einiges an Wissen über die Welt und ihre Gepflogenheiten verfügte. Er besuchte seine Söhne, nachdem diese ihn über ihre Schwierigkeiten mit ihrem Vermieter informiert hatten. Er bat sie, ihm die Sache zu überlassen, als er bemerkte, in dem Fall eine gütliche Einigung erzielen zu können. Dieser Vorgehensweise wurde entsprechend zugestimmt, und zu vereinbarter Zeit wartete er auf den Präsidenten mit der Rechnung. Sie wurde untersucht und genehmigt, mit Ausnahme der Kosten für den Bau des Ladens, welche, wie er (Thomas Jefferson) mit Bestimmtheit sagte, aus genannten Gründen nicht zugelassen werden sollte.

Als sein Gegner seine offensichtliche Entscheidung zu diesem Thema bemerkte, sagte er sehr ernst: 'Nun, mein Freund Jefferson, es war mein Leben lang meine Angewohnheit, nachzugeben und nicht zu streiten.' Bei dieser Bemerkung fiel das Kinn des Präsidenten für einen Moment herunter. Als er seinen Kopf aufrichtete, stellte er mit Nachdruck fest: 'Ein sehr guter Grundsatz, Mr. Shoemaker, und ich kann da so weit mitgehen, wie sie es können. Ich erlaube ihnen die Berechnung für das Fassbindergeschäft.'

So endete diese Schwierigkeit, und beide Parteien setzten ihre freundliche Rücksicht aufeinander fort, bis der Tod sie trennte. Und die Aufrechterhaltung dieser Einstellung, „mit allen Menschen Frieden zu wahren“, würde Tausende von Schwierigkeiten lösen, das Glück des Einzelnen erheblich steigern und die allgemeine Harmonie und Ordnung der Gesellschaft fördern.“ - Farmer’s Cabinet

William Ladd und sein Nachbar Pulsifer

Der betagte William Ladd, der als „Friedensapostel“ bezeichnet wurde, erzählte die folgende Anekdote:

„Ich hatte ein schönes Getreidefeld im Außenbereich, in einiger Entfernung vom Gehöft. Jedes Mal, wenn ich dort vorbei ritt, sah ich die Schafe meines Nachbarn Pulsifer auf dem Acker, die dabei waren, meine Hoffnung auf eine Ernte zu zerstören. Diese Schafe waren von dieser hageren, langbeinigen Art und aktiv wie kleine Spaniel - sie konnten über den höchsten Zaun springen, und keine Mauer konnte sie aufhalten. Ich beklagte das bei meinem Nachbarn Pulsifer und sandte ihm häufig Nachrichten, doch alles ohne Erfolg. Manchmal blieben sie für ein oder zwei Tage fern, aber die Beine seiner Schafe waren lang und mein Getreide scheinbar verlockender als die angrenzende Weide. Ich ritt wieder vorbei und die Schafe waren alle da. Da wurde ich wütend und sagte meinen Männern, sie sollen die Hunde auf sie loslassen, und wenn das nicht klappen würde, würde ich sie dafür bezahlen, dass sie sie erschießen.

Ich ritt davon und war innerlich sehr erregt, denn damals war ich noch nicht so ein Friedensmann wie heute und fühlte mich im wahrsten Sinne des Wortes voller Kampf. Plötzlich blitzte ein Licht in mir auf. Ich fragte mich: „Wäre es nicht gut für dich, das Friedensprinzip, das du anderen predigst, in deiner eigenen Handlungsweise auszuprobieren?“ Ich dachte darüber nach und beruhigte meinen Geist, bis ich eine bessere Idee hatte.

Am nächsten Tag ritt ich zu Nachbar Pulsifer. Er war gerade vor seiner Tür und hackte Holz. 'Guten Morgen, Nachbar.' Keine Antwort. 'Guten Morgen', wiederholte ich. Er grunzte wie ein Schwein, ohne aufzusehen. 'Ich bin gekommen', fuhr ich fort, 'um sie wegen der Schafe zu sprechen.' Da warf er seine Axt weg und rief wütend: 'Na, Sie sind mir ja ein schöner Nachbar, dass Sie Ihren Männern befehlen, meine Schafe zu töten! Ich habe davon gehört - ein reicher Mann wie Sie, der die Schafe eines armen Mannes erschießen will!'

'Ich war im Unrecht, Nachbar', sagte ich, 'aber ich werde nicht zulassen, dass ihre Schafe das ganze Getreide auffressen; also komme ich herüber, um zu sagen, dass ich Ihre Schafe auf meine Weide zu meinen Schafen bringen werde und im Herbst können Sie sie wieder haben. Wenn eines von ihnen fehlt, dürfen Sie sich ein Beliebiges aus meiner Herde als Ersatz aussuchen.' Pulsifer sah verwirrt aus; er wusste nicht, wie er das auffassen sollte. Schließlich stammelte er: 'Naja, meinen Sie das ernst?' 'Natürlich' antwortete ich. 'Für mich ist es besser, Ihre Schafe auf meinem Weidegras zu füttern, als mit meinem Getreide; und ich sehe, der Zaun kann sie nicht abhalten.'

Nach einem Moment des Schweigens erklärte Pulsifer: 'Die Schafe werden Sie nicht mehr belästigen. Ich werde sie alle anbinden. Aber ich sage Ihnen, wenn jemand von Schießen spricht; ich kann auch schießen, aber wenn Sie nett und nachbarschaftlich sind, kann ich auch nett sein.' Die Schafe betraten mein Feld nie wieder."

„Und, meine Freunde“, fuhr Pater Ladd fort, indem er sich an sein Publikum wandte, „denkt daran, wenn ihr davon spricht, eure Nachbarn zu verletzen, sprechen sie davon, euch zu verletzen. Wenn Nationen drohen zu kämpfen, werden andere Nationen auch dafür bereit sein. Liebe wird Liebe gebären, und der Wunsch, in Frieden zu leben, wird euch in Frieden leben lassen. Ihr könnt das Böse nur mit dem Guten überwinden. Es gibt keinen anderen Weg.“ – Democratic Review.

Schlusswort

Diese Beispiele stammen alle aus dem täglichen Leben. Zwar enthalten sie keine Fälle von extremer persönlicher Gefahr und Flucht, dennoch sind sie einschlägig und wichtig. Sie veranschaulichen die Anwendung des christlichen Nicht-Widerstandes in etlichen Fällen von persönlichen Schwierigkeiten. Sie zeigen, dass es nicht der Natur zuwiderläuft, sondern besonders geeignet ist, um die ansteigenden Leidenschaften der Menschen zu dämpfen und zu läutern; dass die schlimmsten Menschen positiv reagieren; dass die Anständigen dadurch vor zahllosen Streitigkeiten bewahrt werden können; und dass es - anstatt dem Gesetz der Selbsterhaltung entgegenzuwirken - die erhabenste und sicherste Methode ist, um die großen Ziele dieses Gesetzes zu erreichen.

Dieses wird im nächsten Kapitel ausführlicher demonstriert anhand von Begebenheiten, die größere Gefahren und Befreiung beinhalten. In der Zwischenzeit kann ich es kaum lassen, auf das Verständnis und das Gewissen des Lesers mit der Frage einzuwirken: Ist diese Doktrin, die für die meisten Christen umstritten ist, nicht die vernünftigste, hervorragendste und vortrefflichste, um Frieden auf Erden und Wohlwollen unter der Menschheit zu fördern? Ist es nicht genau das, was die arme, ächzende und stöhnende Natur braucht, um sie zu beruhigen, sie wieder gesund zu machen und sie ihrer glorreichen Bestimmung entgegenzubringen? Je mehr es untersucht und studiert wird, desto vernünftiger und lieblicher erscheint es.

*„Oh, wann wird sich der Mensch ohne Fesseln erheben?
Veredelt aus der Schlacke der Erde -
die Barmherzigkeit in den Augen seines Nachbarn lesen.
Und für immer gütig werden?“*

Hier geht Ballou nun auf die dramatischeren Beispiele ein. Vorher möchte ich jedoch ein Zeugnis einfügen, das Ballou von den apostolischen Christen aufschrieb, als sie unter dem römischen Joch lebten:

Zeugnis von Kelsos und Gibbon

Kelsos, ein heidnischer Philosoph, schrieb um die Mitte des zweiten Jahrhunderts ein ausgeklügeltes Werk gegen die Christen. Eine seiner schwerwiegenden Behauptungen lautete: „Ihr tragt keine Waffen für den Dienst des Reiches, wenn euer Dienst gebraucht wird. Wenn alle Nationen nach diesem Grundsatz handeln würden, würde das Reich von Barbaren überrannt werden.“

Gibbon, der berühmte britische Historiker des untergehenden Römischen Reiches, ein Skeptiker des Christentums, bestätigt im Übrigen die Tatsache, dass die frühen Christen eindeutig den Nicht-Widerstand auslebten. „Sie konnten die Verteidigung ihrer Person und ihres Eigentums nicht mit der geduldigen Lehre vereinbaren, die eine unbegrenzte Vergebung vergangener Verletzungen vorschrieb, und ihnen gebot, neue Kränkungen einzuladen. Ihre Einfachheit wurde verletzt durch den Gebrauch von Eiden, durch den Pomp der Magistratur und durch die aktiven Streitigkeiten des öffentlichen Lebens. Sie konnten in ihrer menschlichen Unwissenheit auch nicht davon überzeugt werden, dass es zu irgendeiner Gelegenheit erlaubt sei, das Blut ihrer Mitgeschöpfe zu vergießen, sei es mit dem Schwert der Gerechtigkeit oder mit dem des Krieges. Obwohl deren kriminellen und feindseligen Anschläge die gesamte Gemeinschaft bedrohten ... fühlten und bekannten sie, dass solche Mittel (Leben zu nehmen usw.) für das gegenwärtige System der Welt notwendig sein mögen, und sie unterwarfen sich mit Freuden der Autorität ihrer heidnischen Statthalter. Aber während sie die Maximen des passiven Gehorsams auslebten, weigerten sie sich, aktiv an der Zivilverwaltung oder der militärischen Verteidigung des Reiches teilzunehmen.“ Vol. I p. 24

„Die demütigen Christen wurden in die Welt gesendet als Schafe unter Wölfe, da sie keine Gewalt anwenden durften, auch nicht zur Verteidigung ihrer Religion. Sie waren der Ansicht, dass sie noch krimineller sein würden, wenn sie das Blut ihrer Mitgeschöpfe vergießen würden, um für die eitlen Privilegien oder

den schmutzigen Besitz dieses vergänglichen Lebens zu kämpfen. Getreu der Lehre des Apostels, der in der Regierungszeit von Nero die Pflicht der bedingungslosen Unterordnung predigte, bewahrten die Christen der ersten drei Jahrhunderte ihr Gewissen rein und frei von der Schuld geheimer Verschwörung oder offener Rebellion. Während sie die Härte der Verfolgung erlebten, konnten sie nicht dazu provoziert werden, ihren Tyrannen auf dem Schlachtfeld entgegenzutreten oder sich empört in eine abgelegene und abgeschottete Ecke der Erde zurückzuziehen.“
Vol. II p. 200

Die Sicherheit des Nicht-Widerstandes

Raymond der Reisende – Ein Vertreter der Bibelgesellschaft in Texas - Der junge Mann in der Nähe von Philadelphia - Robert Barclay und Leonard Fell - Erzbischof Sharpe - Rowland Hill - Die methodistischen Nicht-Widerständler - Die beiden neuseeländischen Häuptlinge - Der Missionar und die Araber - Ein christlicher Stamm in Afrika - Die Mährischen Indianer - Die Mährer von Grace Hill - Die Shakers - Die Indianer und die Quäkerfamilie - Die Bewohner der Loochoo-Inseln - Die Indianer und das Quäker-Treffen - Die christliche Stadt in Tirol - Kapitän Back, die Quäker und die Malaien - Jonathan Dymond - Kolonie von Pennsylvania

Im vorangegangenen Kapitel habe ich mich bemüht darzustellen, dass Nicht-Widerstand - statt von Natur aus das Gegenteil zu sein - in vollkommener Übereinstimmung mit allen Grundgesetzen der Natur steht. In diesem Kapitel möchte ich diese Darstellung vervollständigen durch eine weitere Veranschaulichung der überlegenen generellen Gefahrlosigkeit des Nicht-Widerstandes. Anhand von Anekdoten und historischen Fakten zeige ich auf, wie dieser auch bei unmittelbar drohender Gefahr tatsächlich funktioniert.

Ich möchte damit nicht sagen, dass die Praxis des Nicht-Widerstandes immer das Leben und die persönliche Sicherheit

seiner Anhänger bewahren wird, sondern nur, dass dies im Allgemeinen der Fall ist. Jesus, die Apostel und Tausende christlicher Märtyrer wurden trotz ihres Nicht-Widerstandes getötet. Zweifellos werden auch in kommenden Zeiten noch andere, trotz derselben Schutzmaßnahmen, ungerecht behandelt, misshandelt und ermordet werden. Doch Ausnahmen widerlegen keine allgemein gültige Regel.

So wie die Verfechter des exzessiven Widerstandes nicht behaupten, dass dieser immer die Erhaltung des Lebens und der persönlichen Sicherheit gewährleisten könne, so behauptete auch ich nicht, dass der christliche Nicht-Widerstand dies tun wird. Sie verfechten den Standpunkt, dass willkürlicher Widerstand sicherer sei als Nicht-Widerstand, und dass diese Methode, trotz gelegentlichem Scheitern, tendenziell doch das Leben bewahrt und die persönliche Sicherheit gewährleistet. Ich behauptete das genaue Gegenteil. Hier ist ein wichtiger Punkt. Die exzessiven Widerstandskämpfer bestätigen die überragende Sicherheit ihrer Wirkungsweise, die Nicht-Widerständler bestätigen dasselbe von der ihrigen. Die Parteien stehen im direkten Widerspruch. Doch wer von ihnen hat Recht?

Die Widerstandskämpfer verloren seit Beginn ihres Experiments nach Angaben von Dr. Dick 14.000.000.000 und nach Angaben von Herrn Burke 35.000.000.000 Menschenleben, seit ihr Experiment anging. Können Nicht-Widerständler einen größeren Verlust verzeichnen? Kann ihre Wirkungsweise zu einer höheren Verausgabung von Leben und Glück führen? Nein. Unter den ungünstigsten Umständen werden sie nicht im Verhältnis von eins zu tausend verlieren, und ein paar Jahrhunderte Beharrlichkeit in ihrem Grundsatz würden die Brände menschlicher Gewalt auf der ganzen Erde vollständig auslöschen. Lassen Sie uns weiter aufzeigen, dass die Ausübung des Nicht-Widerstandes um ein Vielfaches sicherer ist.

Raymond der Reisende

Raymond, ein gefeierter europäischer Reisende, gibt folgendes Zeugnis:

Über die spanischen Schmuggler sagt er: „Diese Schmuggler sind ebenso geschickt wie entschlossen, vertraut mit Gefahr marschieren sie stets im Angesicht des Todes. Ihre erste Bewegung ist ein Schuss, der sein Ziel nie verfehlt und wäre für die meisten Reisenden sicherlich Gegenstand des Grauens, denn wo sind sie mehr zu fürchten als in der Wüste, wo das Verbrechen keine Zeugen hat und der Schwache keine Hilfe? Ich meinerseits bin Ihnen allein und unbewaffnet ohne Furcht begegnet und habe sie ohne Angst begleitet.

Wir haben wenig zu befürchten von Männern, bei denen wir kein Misstrauen oder Neid erwecken, doch wir können alles von jenen erwarten, von denen wir nur das beanspruchen, was von Mann zu Mann fällig ist. Die Naturgesetze gelten trotzdem noch für diejenigen, die die zivilen Gesetze schon lange abgeschüttelt haben. Obwohl im Krieg mit der Gesellschaft, so stehen sie mit ihren Mitmenschen doch manchmal in Frieden. Der Meuchelmörder war mein Führer in den Bergpässen der italienischen Grenzen, und der Schmuggler in den Pyrenäen hat mich auf seinen geheimen Pfaden willkommen geheißen. Bewaffnet wäre ich ihr Feind gewesen, unbewaffnet haben sie mich als ebenbürtig betrachtet. In dieser Erwartung habe ich alle bedrohlichen Apparate längst beiseitegelegt. Waffen können womöglich gegen das wilde Tier eingesetzt werden, aber niemand sollte vergessen, dass sie keine Verteidigung gegen den Verräter sind; dass sie die Bösen reizen und die einfachen Leute einschüchtern; und zu guter Letzt, dass der Mann des Friedens eine viel heiligere Verteidigung hat: seinen Charakter.“

Ein Vertreter der Bibelgesellschaft in Texas

Zu Beginn des Jahres 1833, oder ungefähr zu dieser Zeit, reiste ein Vertreter der Bibelgesellschaft durch Texas. Sein Weg führte ihn durch ein Stück Wald, wo ihn zwei Männer überfielen: einer mit einer Pistole, der andere mit einer großen Keule bewaffnet. Als er sich ihrem Versteck näherte, stürzten sie auf ihn zu. Als sie jedoch feststellten, dass er keinen Widerstand leistete, hielten sie inne. Er begann, mit ihnen über die Sache zu reden, indem er an ihre Vernunft appellierte und sogleich schienen sie weniger bestrebt zu sein, ihn voreilig zu töten. Nach kurzer Zeit überredete er sie, sich mit ihm auf einen Holzklotz zu setzen und die Angelegenheit in Ruhe zu besprechen; und schließlich konnte er sie auch noch dazu überreden, sich mit ihm im Gebet niederzuknien. Danach verabschiedeten sie sich freundlich und gingen ihrer Wege. - Calumet

Der junge Mann in der Nähe von Philadelphia

Vor ein paar Jahren wurde ein junger Mann in einem Wäldchen nahe Philadelphia eines Abends angehalten und aufgefordert: „Dein Geld oder dein Leben!“ Der Räuber hielt ihm dann eine Pistole an die Brust. Der junge Mann, der eine große Summe Geld bei sich hatte, übergab sie seinem Feind ruhig und gemächlich, während er ihm die Schlechtigkeit und die Gefahr seiner Karriere vor Augen führte.

Der Tadel des jungen Mannes traf den Räuber mitten ins Herz. Er wurde wütend, entsicherte seine Pistole, hielt sie an den Kopf des jungen Mannes und sagte mit einem Fluch: „Hör auf zu predigen, oder ich werde dir das Gehirn wegblasen.“

Der junge Mann antwortete ruhig: „Freund, um mein Geld zu sparen, würde ich mein Leben nicht riskieren, aber um dich von deinem bösen Weg zu retten, bin ich bereit zu sterben. Ich werde nicht aufhören, dich anzusprechen.“ Und ließ dann die Wahrheit noch ernstlicher und gütiger in sein Herz strömen.

Bald fiel die Pistole zu Boden, Tränen strömten über sein Gesicht und der Räuber war überwunden. Er gab ihm das Geld zurück indem er sagte: „Einen Mann mit solchen Grundsätzen kann ich nicht ausrauben.“

Robert Barclay und Leonard Fell

Robert Barclay, der berühmte Verfechter der Quäker, und Leonard Fell, ein Mitglied derselben Gesellschaft, wurden jeweils zu verschiedenen Zeiten von Straßenräubern in England angegriffen. Beide hielten treu an ihren Grundsätzen des Nicht-Widerstands fest, und beide triumphierten in bemerkenswerter Weise.

Die Pistole wurde auf Barclay gerichtet mit der entschlossenen Forderung nach seinem Geldbeutel. Ruhig und selbstbeherrscht blickte er dem Räuber mit fester, aber sanfter Güte in die Augen und versicherte ihm, er sei sein und jedermanns Freund, er sei bereit und willens, seiner Not Abhilfe zu schaffen. Er sagte ihm, dass er durch eine göttliche Hoffnung auf Unsterblichkeit frei sei von der Angst vor dem Tod und man ihn darum mit einer tödlichen Waffe nicht einschüchtern könne. Dann appellierte er an ihn und fragte, ob er das Herz hätte, um das Blut von jemandem zu vergießen, der kein anderes Gefühl und keine andere Absicht gegen ihn habe, als ihm nur Gutes zu tun.

Der Räuber war verwirrt, sein harter Ausdruck in den Augen schmolz, sein muskulöser Arm zitterte, er ließ seine Pistole fallen und floh aus der Gegenwart des Nicht-Widerstehenden Helden, welchem er nicht länger gegenüberstehen konnte.

Fell wurde auf eine noch gewalttätigere Weise angegriffen. Der Räuber stürzte auf ihn zu, zerrte ihn von seinem Pferd, kramte in seinen Taschen und drohte, ihm sofort das Gehirn wegzublase, wenn er den geringsten Widerstand leistete. Es war eine Sache von Sekunden, aber Fell hatte keine Panik. Seine Grundsätze erhoben ihn über Menschen- und Todesfurcht hinweg. Obwohl ihm das Sprechen verboten wurde, tadelte er den Räuber ruhig,

aber entschlossen, für seine Bosheit, warnte ihn vor den Konsequenzen eines solchen Lebenslaufes, riet ihm zur Umkehr und versicherte ihm, während er ihm diese mutwillige Tat gegen sich vergab, dass er um seinetwillen hoffe, er würde sich fortan einer aufrechten Berufung hingeben.

Seine Vorhaltung war so furchtlos, wahrhaftig und liebevoll, dass ihm der Räuber, von Schuldgefühlen geschlagen, sein Geld und sein Pferd zurückgab, und ihm gebot, in Frieden weiterzuziehen. Dann sagte er mit Tränen in den Augen: „Möge Gott sich eines sündigen Schurken erbarmen“, und eilte davon.

Erzbischof Sharpe

Erzbischof Sharpe wurde auf der Landstraße von einem Räuber angegriffen, der ihm eine Pistole vorhielt und sein Geld verlangte. Der Erzbischof sprach mit dem Räuber in der Sprache eines Mitmenschen und eines Christen. Der Mann war wirklich in Not, und der Prälat gab ihm alles Geld, was er dabei hatte und versprach, dass er, wenn er den Palast anriefe, man ihm den Betrag von fünfzig Pfund geben würde. Das war die Summe, die der Räuber dringend brauchte.

Der Mann rief an und bekam das Geld. Ungefähr anderthalb Jahre später kam dieser Mann wieder in den Palast und brachte die gleiche Summe zurück. Er sagte, dass sich seine Umstände verbessert hätten, und dass er durch die „erstaunliche Güte“ des Erzbischofs „der reumütigste, der dankbarste und der glücklichste Mensch“ geworden sei.

Denken Sie darüber nach, wie anders die Gefühle des Erzbischofs gewesen wären, wenn dieser Mann durch seine Hand geköpft worden wäre. – Dymond.

Rowland Hill

Ich hatte eine beeindruckende Anekdote dieses angesehenen Londoner Predigers, die ich trotz gründlicher Suche in meinen Papieren nicht wiederfinden konnte. Ich erinnere mich nicht vollständig an die Details, aber der Inhalt war folgendermaßen:

Mr. Hill kehrte von einem Ausflug aus der Stadt zurück. Plötzlich stürmte ein Mann mit einer Pistole in der Hand von der Straßenseite auf ihn zu und verlangte seinen Geldbeutel. Mr. Hill musterte mit einem Ausdruck des Mitgefühls ruhig dessen Gesicht und bemerkte, während er sein Geld herausnahm, dass er nicht aussah wie ein Mann von diesem blutigen Geschäft, und er befürchtete, dass ihn eine extreme Notlage zu diesem Verbrechen getrieben hatte. Gleichzeitig erkundigte er sich, wie viel Geld er brauche.

Der Mann erklärte betroffen, dass dies sein erster Überfall sei und brachte die Not seiner Familie als einzige Entschuldigung vor. Mr. Hill versicherte ihm freundlich sein Mitgefühl und seine Bereitschaft, ihm zu helfen. Er gab ihm eine gewisse Summe seines Geldes und versprach ihm weitere Hilfe, wenn er zu ihm nach Hause käme. Der Räuber war in Tränen aufgelöst, dankte seinem Wohltäter demütig und eilte in Richtung Stadt.

Mr. Hill, der die ganze Wahrheit erfahren wollte, beauftragte seinen Diener, dem Mann nach Hause zu folgen. So geschah es und es stellte sich heraus, dass der arme Mann eine elende Wohnung in einer finsternen Straße besaß, in der seine Frau und seine Kinder kurz vor dem Verhungern waren. Der Diener beobachtete, wie er zuerst zu einer Bäckerei und dann mit ein paar Broten nach Hause eilte. Seine Frau nahm das Brot mit Freude entgegen, war aber erstaunt und sagte, dass sie hoffe, ihr geliebter Ehemann habe es nur mit unschuldigen Mitteln erworben. Die Kinder weinten vor Freude, als sie anfangen, ihren Hunger zu stillen, nur der Vater sah traurig aus.

Mr. Hill nahm diesen Mann sofort wohlwollend unter seine Obhut, stellte ihm und seiner Familie eine Wohnung zur Verfügung und

machte ihn zu seinem Kutscher. Er erwies sich als ein bemerkenswert ehrlicher und fleißiger Mann, konvertierte innerhalb kürzester Zeit und schloss sich Mr. Hill's Gemeinde an. Fünfzehn Jahre lang wandelte er mit solch christlicher Umsicht, dass er das vollkommene Vertrauen aller hatte, die ihn kannten.

Nach einiger Zeit starb er im Triumph der Hoffnung. Sein Pastor hielt zu diesem Anlass eine wirkungsvolle Begräbnispredigt, in der er zum ersten Mal die Sache mit dem Raubüberfall erzählte und die Gelegenheit nutzte, seine Zuhörer zu beeindrucken mit der Vorzüglichkeit christlicher Nachsicht, Freundlichkeit und Mitgefühl gegenüber dem Schuldigen. Hier war ein Mann, der aus einem schrecklichen Verbrechensweg herausgezogen und durch göttliche Gnade ein Kind Gottes wurde - ein beispielhafter und geliebter Bruder in Christus. Wie anders hätte das Ergebnis ausgesehen, hätte Rowland Hill ihm entweder mit einer tödlichen Waffe Widerstand geleistet oder die gleichen Anstrengungen unternommen, um ihn der Regierung zu übergeben, die er unternommen hatte, um sich mit ihm anzufreunden? O wie herrlich ist wahre Gerechtigkeit! Wie anmutig ist christlicher Nicht- Widerstand! Und wie sicher!

Die methodistischen Nicht-Widerständler

Der Pfarrer John Pomphret, ein englischer methodistischer Prediger, war immer ein Verteidiger von der praktischen Anwendbarkeit der Friedenslehre: „Dem, der mit dir vor Gericht gehen und dein Hemd nehmen will, dem lass auch den Mantel; und wenn dich jemand nötigt, eine Meile weit zu gehen, so geh mit ihm zwei.“ Er erklärte, immer, wenn er von einem Straßenräuber angegriffen werden würde, so würde er das in die Praxis umsetzen.

Als Käsehändler (er predigte, um Gutes zu tun, nicht für Geld) kam er eines Tages vom Markt zurück, nachdem er von seinen Kunden eine große Summe Geld erhalten hatte, mit der er seinen Jahresvorrat auffüllen wollte. Da wurde er von einem Räuber

angesprochen, der sein Geld verlangte und ihn umzubringen drohte, wenn er sich weigern würde. Der ehrwürdige Friedensmann antwortete gelassen und freundlich: „Nun, mein Freund, wie viel möchtest du, denn das werde ich dir geben und dich so vor dem Verbrechen bewahren, einen Straßenraub zu begehen.“ „Wirst du mir ganz sicher so viel geben, wie ich verlange?“, fragte der Räuber. „Das werde ich wirklich, wenn du nicht mehr forderst, als ich dabei habe“, antwortete der Nicht-Widerständler. „Dann will ich fünfzehn Pfund“ (ungefähr fünfundsiebzig Dollar). Die geforderte Summe wurde ihm in Gold ausgezahlt und nicht in Banknoten, welche, wenn deren Nummern registriert wären und der ehrwürdige Vater die Bank entsprechend benachrichtigen würde, nicht auf den Räuber übertragbar wären und ihn außerdem der Entdeckung aussetzen würden, sobald er versuchen würde, diese zu benutzen. Der ehrwürdige Vater erklärte ihm bei der Übergabe des Goldes diesen Grund und sagte: „Unglücklicher Mann, hier hast du das Geld. Geh nun nach Hause. Bezahle deine Schulden. Und danach lebe dein Leben ehrlich.“

Die Jahre vergingen. Schließlich erhielt der gute Prediger einen Brief von dem Räuber, darin enthalten die Summe mit Zinsen sowie ein demütiges Geständnis seiner Sünden, in dem er erklärte, dass durch den Appell des Predigers sein schlummerndes Gewissen erweckt worden war, welches ihm keine Ruhe gelassen hatte, bis er sowohl Wiedergutmachung als auch Geständnis abgelegt und seinen Lebensweg grundlegend geändert hatte.

Leser! Das Gewissen ist ein stärkeres Prinzip als die Angst und viel schwerer zu unterdrücken. Durch entsprechende Vorsicht können sich die Gottlosen in Sicherheit wiegen, aber das Gewissen handelt nicht so, und die Gewissensbisse lassen sich nicht von Gedanken an Sicherheit vertuschen. Bestrafung appelliert an die körperliche Angst, die durch gewisse Vorkehrungen vor Entdeckung gedämpft wird, doch das Gewissen der Kinder richtig ausgerichtet, und sie schon im Heim dazu angehalten, moralisch verantwortlich zu handeln - dadurch wird eine wirksame Reform herbeigeführt.

Leser! Ich überlasse es dir zu sagen, ob dies nicht ein Gesetz des Verstandes ist.

Der Prediger Mr. Ramsay, ein anderer methodistischer Geistlicher, war für seinen Lebensunterhalt völlig von der vierteljährlichen Sammlung seiner Gemeinde abhängig, die trotz größter Sparsamkeit kaum ausreichte, um seine Familie zu ernähren. An dem Abend, an dem eine dieser Sammlungen stattfand, musste er sechs Meilen von seiner Wohnung entfernt predigen, und es war zu stürmisch, als dass er hätte zurückkehren können. In dieser Nacht brachen zwei Räuber in sein Haus ein und wollten von Mrs. Ramsay und ihrer Schwester (im Haus lebten keine Männer) wissen, wo sich das Geld befand. Mrs. R. zündete in ihrem Nachtkleid die Kerze an und führte sie zum Schreibtisch, indem sich das kostbare Guthaben befand. Sie nahm den Schlüssel, öffnete die Schublade und zeigte auf das Geld, das in einem Taschentuch lag und sagte: „Das ist alles, was wir zum Leben haben. Es ist das Geld des Herrn. Aber wenn ihr es nehmen wollt, da ist es.“ Mit dieser Bemerkung ließ sie sie stehen und ging in ihr Bett zurück. Am nächsten Morgen fand man das Geld bis auf den letzten Cent unangetastet. Wie auch in der obigen Geschichte wurde hier das Gewissen angesprochen - mit demselben Ergebnis. – Fowler's Phrenological Journal.

Die beiden neuseeländischen Häuptlinge

Die folgende, hochinteressante Tatsache handelt von dem Verhalten zweier Stammesoberhäupter in Neuseeland. Einer vom Stamm der Ngapuhi und der andere vom Stamm der Otumoetai auf dieser Insel. Diesen erfreulichen Bericht über hoch erhabene Gefühle (von Männern, die bis vor kurzem noch als unverbesserliche Wilde galten) verdanken wir den dort stationierten Predigern Taylor und Wilson. Er ist dem Missionsregister (der Kirche von England) vom Januar 1841 entnommen. Wer möchte nicht, dass alle unsere Landsleute, die vor kurzem dorthin gegangen sind, diesen wahrhaft christlichen

Geist bei der Beilegung von Streitigkeiten erlangen und die kriegerischen Methoden vergessen lassen, die dem Christentum Schande bereiten und in Europa und anderswo von erklärten Anhängern des Erlösers der Welt, des Friedensfürsten, praktiziert werden?

Als die Ngapuhi kamen, um die Stadt des Otumoetai-Häuptlings anzugreifen, ging er eines Morgens aus, um ihr Lager zu erkunden. Während er sich im Farn versteckte, bemerkte er, dass sich der Anführer des feindlichen Lagers auf ihn zubewegte, wohl in einer ähnlichen Absicht. Der Feind war gut bewaffnet, doch er selbst hatte keine Waffe bei sich. Unbeirrt blieb er noch einige Zeit in seinem Versteck sitzen, bis er sah, wie sich der Anführer in einiger Entfernung mit dem Rücken zu ihm ans Ufer setzte. Dann schlich er unbemerkt zu ihm und sprang plötzlich wie ein Tiger auf ihn zu, drehte ihn sofort um, riss ihm sein Mery (eine Kriegswaffe) aus der Hand, nahm ihm sein doppelläufiges Gewehr weg und ließ ihn mit gefesselten Armen vor sich her in seine Stadt marschieren.

Als sie fast angekommen waren, befahl er seinem Gefangenen stehenzubleiben. Dieser tat es in der Erwartung, dass dies das Zeichen für seinen Tod sein würde. Stattdessen löste der Sieger seine Fesseln und gab ihm seine Waffen wieder. Nun forderte er ihn auf, ihn zu fesseln, und genauso wie einen Gefangenen in sein Lager zu treiben, was dementsprechend geschah. Als sie eintrafen, ertönte ein Geschrei von den Leuten, als sie sahen, dass ihr Oberhaupt einen so ausgezeichneten Gefangenen vor sich herführte, und er konnte das Volk nur mit großer Mühe davon abhalten, diesen sofort zu töten.

Der Anführer, der zuvor so edel befreit worden war, bat sie um Geduld, bis er ihnen erzählt hatte, wie sein Gefangener ihn behandelt hatte, als er ihn hätte töten können. Nach einigem Zögern stimmten sie zu und setzten sich im Kreis um sie herum. Dann wurde die ganze Geschichte erzählt. Diese rief nicht nur ein allgemeines Gefühl der Bewunderung für ihren Gefangenen hervor, sondern war auch der Grund für eine sofortige Verkündigung des Friedens! Sollten Christen nicht beten, dass sie

von einem ähnlichen Geist belebt werden? - Traktat der Londoner Friedensgesellschaft.

Der Missionar und die Araber

Mr. King, ein angesehener Missionar in Palästina, erwähnte ein bemerkenswertes Beispiel von den Auswirkungen friedlichen Verhaltens, durch das er sein eigenes Leben und das Leben anderer bewahrte, als sie von einer mächtigen Gruppe Arabern in der Ebene von Esdracion angegriffen wurden.

Die Gruppe von Mr. King hatte einen Koffer verloren, der, wie sie vermuteten, von einigen Arabern gestohlen worden war. Daraufhin ergriffen sie zwei Araber, von denen sie glaubten, dass es die Diebe seien, und banden sie mit Seilen zusammen. Gegen den Willen von Mr. King nahmen sie die beiden auf ihrer Reise mit. Bald wurde die ganze Gruppe von einer Gruppe Arabern angegriffen, die ihre Brüder befreien wollten. Der Schrecken war groß. Mr. King erhob Einwände, als einige im Begriff waren, auf die Araber zu schießen, und andere schalteten sich immer wieder ein, um die bösen Absichten zu verhindern. Bald wurde jeder Teil der Kofila angegriffen und Mr. King bemerkte:

„Es war keine Zeit zu verhandeln. Überall herrschte Verwirrung. Niemand wusste, ob er Leben oder Tod erwarteten könne. Letzterer schien uns jedoch ins Gesicht zu starren. Unser Gepäck wurde uns abgenommen. Die Araber schienen etwas nachzugeben, und ich hoffte, dass sie mit unserem Gepäck zufrieden seien und uns in Ruhe lassen würden. Aber plötzlich sah ich sie wiederkommen. Ich dachte, dass nun wahrscheinlich alles verloren sei, und dass sie, da unser Gepäck sie unterbrochen hatte, uns nun das Leben nehmen wollten. Es war ein schrecklicher Moment. Ich konnte nur sagen: 'Der Himmel möge uns verteidigen'. Ich befand mich in einem kleinen Abstand vor der Kofila, als ein arabischer Scheich auf einem Pferd auf mich zugeflogen kam mit einem großen Knüttel in der Hand. Ich hielt

an, sprach ihn an, nannte ihn Bruder und sagte: 'Tu mir nichts, ich habe dir doch nichts getan.'

Ich sprach ihn mit Worten des Friedens und der Sanftmut an. Daraufhin ließ er seinen Knüppel, den er geschwungen hatte, fallen, hörte mir zu und wandte sich sofort ab. Kurz danach sah ich, dass er einige unserer Verfolger zurückdrängte, und wir hörten den Ruf 'Ayman' (Sicherheit) - und ich muss nicht erwähnen, dass das ein willkommener Klang für unsere Ohren war.

Zu meiner Überraschung wurde uns kurz danach auch gestattet, unser Gepäck mitzunehmen. Der Angriff der Araber war sehr beherzt und ließ ahnen, dass sie entschlossen waren, ihr Vorhaben auf Leben oder Tod durchzuführen. Und ich habe keinen Zweifel daran, dass es das Signal zum Abschlichten von uns allen gewesen wäre, wenn einer von ihnen durch unsere Hand gefallen wäre.“

Ein christlicher Stamm in Afrika

Der folgende interessante Vorfall ist dem „Südlichen Afrika“ von Moffat entnommen. Es geschah in einem abgelegenen Dorf der einheimischen Afrikaner, deren Bewohner christliche Lehrer erhaltenen hatten und gerade aus einem Zustand der Barbarei herauskamen:

„Diese kleine christliche Gruppe hatte sich an einem Sabbatmorgen mit den Menschen im Zentrum des Dorfes getroffen, um vor den Gottesdiensten des Tages ein frühes Gebetstreffen abzuhalten. Sie hatten sich kaum hingesezt, als eine Gruppe Plünderer aus dem Landesinneren auf sie zukam. Sie waren dort auf einem Raubzug unterwegs gewesen, und weil dies nicht wunschgemäß erfolgreich gewesen war, hatten sie beschlossen, auf ihrem Rückweg das Dorf anzugreifen.

Moshen (der Häuptling) erhob sich und bat das Volk, still sitzen zu bleiben und auf Jehova zu vertrauen, während er den Plünderern

entgegenging. Auf seine Frage, was sie wollten, lautete die beängstigende Antwort: 'Euer Vieh, und wenn ihr eure Waffen erhebt und Widerstand leistet, dann ist das euer Risiko'. 'Dort ist unser Vieh', erwiderte der Häuptling und kehrte an seinen Platz zum Gebetstreffen zurück. Ein Loblied wurde gesungen, ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen, und dann knieten sich alle im Gebet vor Gott nieder, der allein sie in ihrer Not retten konnte.

Der Anblick war zu heilig und zu feierlich für solch eine Bande von Grobianen. Sie zogen sich allesamt zurück, ohne einen einzigen Gegenstand des Volkes anzufassen.“

Die Mährischen Indianer

Ein kleiner Indianerstamm im Westen wurde von mährischen Missionaren zu ihrem Glauben bekehrt, deren Grundsatz unter anderem war, dass Christen nicht in Unschuld kämpfen können, auch nicht, um ihr Leben zu retten. Etwas später wurde dieser kleine pazifistische Stamm durch die Nachricht eines Kundschafters in äußerste Angst und Bedrängnis versetzt: ein viel größerer Stamm, etwas nördlich von ihnen, plante einen feindlichen Überfall auf sie. Sie baten ihre mährischen Lehrer um Rat. Sie konnten sich nicht vorstellen, wie sie unter solchen Umständen einen Kampf umgehen sollten. Sie befürchteten, dass sie von ihren Feinden völlig vernichtet würden, wenn sie nicht Widerstand leisteten.

Sie wurden liebevoll und ernstlich dazu angehalten, ihren Grundsätzen treu zu bleiben und auf Gott zu vertrauen. Sie erzählten ihnen von der überlegenen Zahl des feindlichen Stammes, und wie ungewiss ihr Schicksal sein würde, wenn sie sich auf tödliche Waffen verlassen würden. Es wurde ihnen geraten, einige ihrer ältesten Männer als Delegation auszuwählen und sie mit Geschenken von ausgesuchten Esswaren und anderen Gegenständen – wie es ihre Umstände erlaubten - zu bestücken. Diese ehrwürdige Delegation, die, abgesehen von ihren Körben mit gedörretem Mais, Früchten usw., völlig unbewaffnet war, sollte

vorrücken, um dem Feind in einiger Entfernung vom Dorf zu begegnen. In der Zwischenzeit sollten sich die Zurückgebliebenen im Gebet vereinen, um den Vater der Geister um seinen Schutz zu bitten.

Der Rat wurde angenommen, genau befolgt und erfolgreich ausgeführt. Die feindlichen Indianer stießen auf ihre wehrlose Beute. Die alten Männer, beladen mit ihren einfachen, aber bedeutenden Geschenken, gingen ihnen entgegen. Die von diesem Schauspiel erstaunten und beeindruckten Angreifer blieben mit ihren Tomahawks stehen. Als die Delegierten die vordere Front erreichten, öffneten sich diese wie durch Zauberhand, und ihnen wurde ein freier Durchgang gewährt bis in die Gegenwart des befehlshabenden Häuptlings. Ihr Alter und ihre Sanftmut erheischten seine sofortige Bewunderung. Er nahm ihre Geschenke an, hörte ihren Ratschlägen zum Frieden zu, erklärte seine Freundschaft, sandte sie mit der Zusicherung zurück, dass sein Stamm ihnen nichts zuleide tun würde, und erklärte, dass er und sein Volk sie im Falle eines Angriffes beschützen würden. Diese wahrhaft christlichen Indianer konnten so der drohenden Gefahr vollständig entkommen und sich in ihren Hütten niederlassen, umgeben von Bollwerken der Sicherheit, die allein von diesen göttlichen Prinzipien und deren vollkommenem Verfasser etabliert werden können.

Die Mährer von Grace Hill

Während des Aufstands in Irland im Jahr 1793 hatten die Rebellen - so heißt es - lange über einen Angriff auf die mährische Siedlung in Grace Hill, Wexford County, nachgedacht. Schließlich machten sie ihre Drohung wahr, und eine große Truppe von ihnen marschierte in die Stadt ein. Aber die Mährer, die auch angesichts dieser Notlage ihren Grundsätzen treu blieben, begegneten ihnen nicht mit Waffen, sondern versammelten sich an ihrem Andachtsort und baten Jehova, in der Stunde der Gefahr ihr Schild und Schutz zu sein. Die feindlichen Banden, die einen bewaffneten

Widerstand erwartet hatten, waren über einen so unerwarteten Anblick völlig erstaunt und beeindruckt. Sie hörten die Gebete und den Lobpreis der Mährer, sie hörten ihr Ansuchen im Gebet um ihretwillen, und nachdem sie einen ganzen Tag und eine Nacht auf den Straßen verweilt hatten, kehrten sie einstimmig um und marschierten davon, ohne eine einzige Person verletzt zu haben.

Die Shaker

Auch die Shaker haben diesen Schutz erlebt, den pazifistische Grundsätze sicherstellen. Um das Jahr 1812 wurden die Einwohner von Indiana von Überfällen durch die Indianer geplagt. Doch die Shaker, die auch in dieser Region lebten, schienen - obwohl sie keine Garnisonen und keine Waffen besaßen - völlig beschützt zu sein, während ein Werk der Zerstörung um sie herum stattfand. Ein bekannter Häuptling wurde einmal gefragt, warum die Indianer die Shaker und andere nicht angreifen und beschädigten. Seine Antwort war: „Wir Krieger sollen uns in ein friedliches Volk einmischen? Wir wissen, dass diese Menschen nicht kämpfen werden. Es wäre eine Schande, solch ein Volk zu verletzen.“ – The Friend of Peace.

Die Indianer und die Quäkerfamilie

Ein intelligenter Quäker von Cincinnati erzählte mir folgendes Vorkommnis, als Beweis dafür, dass das Prinzip des Nicht-Widerstands selbst auf die Wilden einen großen Einfluss hat:

Während des letzten Krieges lebte ein Quäker unter den Einwohnern einer kleinen Siedlung an unserer westlichen Grenze. Als die Wilden ihre verwüstenden Ausbrüche begannen, flohen alle Einwohner in die inneren Siedlungen, mit Ausnahme des Quäkers und seiner Familie. Er beschloss zu bleiben, und sich völlig auf die einfache Regel zu verlassen, seine Feinde mit absoluter Zuversicht und Freundlichkeit zu entwaffnen.

Eines Morgens beobachtete er durch sein Fenster eine Gruppe Wilder, die aus dem Wald in Richtung seines Hauses kamen. Er ging sofort hinaus, ihnen entgegen, und streckte dem Anführer der Gruppe seine Hand entgegen. Aber weder dieser noch die anderen beachteten ihn - sie betraten sein Haus und durchsuchten es nach Waffen, und wenn sie welche gefunden hätten, hätten sie höchstwahrscheinlich jedes Familienmitglied ermordet. Es gab jedoch keine, und so nahmen sie still von dem Essen, dass er ihnen vorsetzte, und ließen ihn in Ruhe.

Er bemerkte, dass sie am Waldrand stehen blieben und sich scheinbar berieten. Bald verließ einer von ihnen die Gruppe und kam auf sein Haus zugeeilt. Als er an der Tür ankam, befestigte er darüber eine einfache weiße Feder und kehrte zu seiner Bande zurück, woraufhin sie alle verschwanden. Von da an beschützte diese weiße Feder ihn vor den Wilden. Wann immer eine Gruppe von ihnen vorbeikam, war diese ein Zeichen des Friedens für sie. In diesem Fall stellen wir fest, dass das Gesetz der Güte sogar wilde Feinde entwaffnet hat, deren weiße Feder ihren roten Brüdern mitteilte, dass der Quäker ein Anhänger von Penn und der Freund ihrer Rasse war. – Montgomery's Law of Kindness.

Die Bewohner der Loochoo-Inseln

Diese Inseln liegen in der Nähe des Chinesischen Meeres. Sie wurden von mehreren Seefahrern und unter anderem auch von Captain Basil Hall besucht. Er sagte, dass sie keine Festungen, Krieger, Garnisonen, Waffen oder Soldaten haben, und sie von der Kunst des Krieges anscheinend gar nichts wüssten. Sie sind nett, gastfreundlich, höflich, ehrlich und mit einigen maschinellen Künsten vertraut. Nun, was war ihr Schicksal? Wenn wir uns auf die voreiligen Prämissen unserer Gegner stützen, müssten wir ihre völlige Zerstörung vorhersagen. Aber wurden sie zerstört? Ganz im Gegenteil. Frieden, Sicherheit und Glück ist ihnen bewahrt geblieben. „Der Olivenzweig“ ist an ihren Ufern gepflanzt und sie

sitzen darunter, „niemand wagt es, ihnen Angst zu machen.“ – McCree.

Die Indianer und das Quäker-Treffen

Ich bin irgendwo auf die folgende Anekdote gestoßen, kann mich aber jetzt nicht erinnern, wo. Es trug sich in West New York oder Pennsylvania zu, während einer Zeit indianischer Anfeindungen. Eine Nachbarschaft von Freunden, die ein Versammlungshaus aus Holz errichtet hatten, machten es zu einem Brauch, sich dort regelmäßig zu treffen. Sie waren eingeladen und aufgefordert worden, sich unter den Schutz der Armee und ihrer Verschanzungen zu stellen. Aber sie weigerten sich, ihr Zeugnis aufzugeben, indem sie ein solches Vertrauen in den Arm des Fleisches ausdrückten. Folglich waren sie dem Angriff der wandernden Kriegerhorden auf dieser Seite der Grenze ausgesetzt.

Eines Tages, als sie in stiller Andacht in ihrem schlichten Versammlungshaus saßen, näherte sich plötzlich eine Gruppe Indianer diesem Ort, bemalt und bewaffnet für die Schlacht. Sie gingen an der offenen Tür des Hauses hin und her und schauten neugierig in und um das Gebäude, bis sie die stillen Anbeter hinreichend ausgekundschaftet hatten, und traten schließlich respektvoll ein und gesellten sich zu ihnen. Sie wurden von den leitenden Freunden mit der ausgestreckten Hand des Friedens empfangen und es wurden ihnen Sitzplätze angeboten, welche sie in andächtigem Schweigen einnahmen, bis die Versammlung beendet war. Dann wurden sie von dem führenden Mann in eine der nächstgelegenen Wohnungen gastfreundlich eingeladen und bekamen eine Erfrischung.

Bei ihrer Abreise nahm der indianische Häuptling seinen Gastgeber beiseite und gelobte ihm und seinen Freunden vollkommene Sicherheit vor allen Verwüstungen durch die roten Männer. Er sagte: „Als Indianer an diesen Ort kam, wollte Indianer jeden weißen Mann, den er fand, mit Tomahawk erschlagen. Aber

als Indianer einen weißen Mann ohne Gewehre und ohne Kampf Waffen fand, so still, so friedlich, der den großen Geist verehrte, sagte der große Geist im Herzen von Indianer: Verletze sie nicht, verletze sie nicht!“

Als er dies sagte, gab er ein letztes freundliches Zeichen und eilte mit seinen Anhängern los, um einen weißen Mann zu finden, dessen Vertrauen auf tödliche Waffen die Zerstörung einlud.

Die christliche Stadt in Tirol

Das Folgende ist ein wunderschöner Auszug aus einem Brief von Lydia Maria Child an den Boston Courier. Ich empfehle es nicht nur als angenehmen Lektüre, was es zweifelsohne ist, sondern auch als äußerst ernsten Denkanstoß:

„Heute ist Weihnachten. Von Ost bis West, von Nord bis Süd singen Menschen Loblieder dem verachteten Nazarener und knien vor seinem Kreuz nieder. Wie schön ist diese universelle Hommage an das Prinzip der Liebe - diesen weiblichen Grundsatz des Universums, das innerste Zentrum des Christentums. Es ist die göttliche Vorstellung, die es von allen anderen Religionen unterscheidet, und dennoch die Vorstellung, in welche christliche Nationen so wenig Glauben zeigen, dass man denken könnte, sie hätten nur bei dem Evangelium geschworen, das besagt: 'Du sollst überhaupt nicht schwören'.

Jahrhunderte sind vergangen und haben durch unendliche Konflikte unseren kurzen Tag eingeläutet. Gibt es Frieden und gutes Wohlgefallen unter den Menschen? Aufrichtiger Glaube an die Worte Jesu würde bald die Prophezeiung erfüllen, von der die Engel sangen. Aber die Welt sagt weiterhin: 'Diese Lehre von uneingeschränkter Vergebung und vollkommener Liebe kann, obwohl sie schön und heilig ist, momentan nicht in die Praxis umgesetzt werden. Die Menschen sind nicht darauf vorbereitet.' Derselbe Geist sagt: 'Es wäre nicht sicher, Sklaven zu emanzipieren. Sie müssen zuerst für die Freiheit zugerüstet

werden.' Als ob die Sklaverei jemals Menschen für die Freiheit zubereiten könnte – genauso wenig wie der Krieg jemals die Nationen in den Frieden führen wird! Doch Männer, die diese Ausreden ernsthaft äußern, lachen über das schlichte Gemüt einer schüchternen Mutter, die erklärte, dass ihr Sohn niemals ins Wasser gehen wird, bevor er nicht schwimmen gelernt habe.

Dem, der es gewagt hat, den Grundsätzen des Friedens zu vertrauen, haben sie sich immer als vollkommen sicher erwiesen. Es kann niemals etwas anderes beweisen, wenn es von der Erklärung begleitet wird, dass ein solcher Kurs das Ergebnis eines christlichen Prinzips und eines tiefen Wohlwollens gegenüber der Menschheit ist. Wer scheint eine solche Position weniger zu verstehen als die Indianer Nordamerikas? Und trotzdem: Wie schnell legten sie Tomahawks und Skalpmesser zu den Füßen von William Penn! Mit welcher demütiger Trauer entschuldigten sie sich dafür, die einzigen drei Quäker getötet zu haben, die sie jemals angegriffen hatten! 'Die Männer trugen Waffen', sagten sie, 'und deshalb wussten wir nicht, dass sie gar keine Kämpfer waren. Wir dachten, sie gaben nur vor, Quäker zu sein, weil sie Feiglinge waren.' Die Wilden des Ostens, die Lyman und Munson ermordeten, gaben dieselbe Entschuldigung. 'Sie trugen Waffen, darum nahmen wir an, dass sie keine christlichen Missionare waren, sondern Feinde. Wir hätten ihnen nichts angetan, wenn wir gewusst hätten, dass sie Männer Gottes sind.'

Wenn eine Nation nur so viel Weisheit erlangen könnte, um sich vom Krieg loszusagen und der ganzen Erde zu verkünden: 'Wir werden uns nicht provozieren lassen und kämpfen. Wenn andere Nationen etwas gegen uns getan haben, werden wir die Sache von ausgewählten Schiedsrichtern beilegen lassen.' Glauben Sie, dass irgendeine Nation es wagen würde, gegen ein solches Volk Krieg zu führen? Nein, sie würden sich instinktiv für eine solche Tat schämen, so wie sich Männer schämen, eine Frau oder ein Kind anzugreifen. Selbst wenn irgendjemand dazu in der Lage wäre, einen solchen Kurs einzuschlagen, würde die gesamte zivilisierte Welt ihnen 'Pfui' zurufen und sie mit allgemeiner Zustimmung als

Feiglinge und Meuchelmörder brandmarken. Und Meuchelmörder wären sie nach der Definition des Wortes dann auch.

Ich habe von einem bestimmten Regiment gelesen, dem befohlen wurde, in eine kleine Stadt (in Tirol, glaube ich) einzumarschieren und diese einzunehmen. Es begab sich, dass der Ort von einem Volk besiedelt war, das an das Evangelium Christi glaubte und seinen Glauben durch Werke unter Beweis stellte. Ein Kurier aus einem Nachbardorf teilte ihnen mit, dass Truppen vorrücken, um die Stadt einzunehmen. Sie antworteten ruhig: 'Wenn sie sie einnehmen wollen, müssen sie es tun.' Bald kamen Soldaten mit wehenden Fahnen hereingeritten, und Pfeifen offenbarten schrill ihre Missachtung. Sie schauten sich nach einem Feind um und sahen den Bauern an seinem Pflug, den Schmied an seinem Amboss und die Frauen an ihren Kannen und Spinnrädern. Babys freuten sich über die Musik und Jungen kamen angerannt, um die hübschen Gestalten anzuschauen mit ihren Federn und den hellen Knöpfen, den 'Harlekins des neunzehnten Jahrhunderts'. Natürlich war keiner von ihnen in der richtigen Haltung, um erschossen zu werden. 'Wo sind eure Soldaten?', fragten sie. 'Wir haben keine', lautete die knappe Antwort. 'Aber wir sind gekommen, um die Stadt zu erobern.' 'Nun, meine Freunde, sie liegt vor Ihnen.' 'Aber gibt es hier niemanden, mit dem wir darum kämpfen können?' 'Nein, wir sind alle Christen.' Hier lag nun eine Notlage vor, auf die sie die Militärschulen nicht vorbereitet hatten. Dies war eine Art von Widerstand, den keine Kugel treffen konnte - eine Festung, die absolut bombensicher war. Der Kommandant war ratlos. 'Wenn es hier niemanden gibt, mit dem man kämpfen kann, können wir natürlich nicht kämpfen', sagte er. 'Es ist unmöglich, eine Stadt wie diese einzunehmen.' Also befahl er, die Pferde zu wenden, und sie trugen die menschlichen Tiere aus dem Dorf, so schuldlos wie sie sie hineinbrachten, nur vielleicht etwas weiser.“

Dieses Experiment zeigt im kleinen Maßstab, wie einfach es wäre, auf Armeen und Flotten zu verzichten, wenn die Menschen nur wirklich an die Religion glauben würden, an die sie vorgeben zu glauben. Als Frankreich kürzlich seine Armee verkleinerte, tat

England sofort dasselbe, denn die Existenz einer Armee schafft die Notwendigkeit einer anderen, es sei denn, Männer sind in der oben genannten bombensicheren Festung geborgen.

Kapitän Back, die Quäker und die Malaien

Ich werde mich nicht dafür entschuldigen, dass ich dem Vorangegangenen noch die folgenden Auszüge hinzufüge, die derselben fruchtbaren und lehrreichen Feder entstammen. Es ist eine Mission, für die es sich zu leben lohnt, wenn ich nur eine geringe Hilfestellung geben kann, um die Menschheit davon zu überzeugen, dass die christliche Doktrin von der Überwindung des Bösen mit dem Guten nicht nur ein schönes Gefühl ist, dass für die Gläubigen so etwas wie Perlen für den Hals des Mädchens darstellt, sondern dass es wirklich die höchste Einsicht ist, die mutigste Männlichkeit, die umfassendste Philosophie und die klügste politische Wirtschaftlichkeit.

Die Menge an Beweisen scheint ausreichend zu sein, um die Annahme zu rechtfertigen, dass eine praktische Aneignung von Friedensgrundsätzen auch bei den wildesten Männern und unter den verzweifeltsten Umständen immer sicher wäre, vorausgesetzt, es besteht die Chance dazu, dass eindeutig verstanden wird, dass ein solcher Kurs nicht auf Feigheit, sondern auf Grundsatz beruht.

„Als Kapitän Back auf der Suche nach seinem Freund, Kapitän Ross, in der Polarregionen unterwegs war, traf er auf eine Gruppe Eskimos, die noch nie einen weißen Mann gesehen hatten. Der Häuptling erhob seinen Speer, um ihn an den Kopf des Fremden zu schleudern. Doch als sich Kapitän Back ruhig und unbewaffnet näherte, sank der Speer, und der raue Wilde hieß den Bruder, der ihm vertraut hatte, gern willkommen. Hätte Kapitän Back die übliche Maxime angenommen, dass es für solche Notfällen immer ratsam ist, eine Waffe bei sich zu tragen, hätte er wahrscheinlich seinen eigenen Tod und den seiner Gefährten verursacht.“

Die vielleicht härteste Prüfung, der die Grundsätze des Friedens jemals unterzogen wurden, trug sich in Irland zu während des denkwürdigen Aufstands von 1798. Während dieses schrecklichen Konflikts befanden sich die irischen Quäker ständig zwischen zwei Feuern. Die protestantische Partei sah sie mit Argwohn und Abneigung an, weil sie sich weigerten zu kämpfen und Militärsteuern zu zahlen; und die wütende Menge von Aufständischen hielt es für eine ausreichende Todesursache, dass sie weder den Glauben an die katholische Religion bekannten, noch ihnen helfen würden, für die irische Freiheit zu kämpfen. Der Sieg wechselte zwischen den beiden Parteien, und - wie im Bürgerkrieg üblich - verwüsteten die Sieger fast wahllos alle, die nicht unter ihrem Banner marschierten.

Es war für alle Männer eine gefährliche Zeit, aber nur die Quäker waren von beiden Seiten einem lodernden Feuer ausgesetzt. Sie hatten das Unheil vorausgesehen und fast zwei Jahre vor Ausbruch des Krieges all ihre Waffen und andere Kriegsgeräte, die für Spiele benutzt wurden, öffentlich zerstört. Aber diese Zusicherung friedlicher Absichten reichte nicht aus, um die Regierung zufrieden zu stellen, die kriegerische Hilfe von ihren Händen verlangte. Drohungen und Beleidigungen wurden von allen Seiten auf sie gehäuft, doch sie hielten unbeirrt an ihrem Vorsatz fest, beiden Parteien Gutes zu tun und keinem von beiden Schaden zuzufügen. Ihre Häuser waren voll mit Witwen und Waisen, mit Kranken, Verwundeten und Sterbenden, sowohl von der loyalen als auch von der aufständischen Partei. Manchmal, wenn die katholischen Widerständler siegreich waren, wurden sie sehr wütend, als sie Quäkerhäuser voller protestantischer Familien fanden. Sie richteten Pistolen auf sie und bedrohten sie mit dem Tod, wenn sie ihre Feinde nicht sofort auf die Straße bringen würden, damit sie dort massakriert werden konnten. Aber die Pistole sank, als der Christ milde antwortete: „Freund, tu, was du willst, ich werde weder dir noch irgendeinem anderen Menschen etwas antun.“ Nicht einmal unter den grausamen Bedingungen des Bürgerkriegs konnten Männer auf jemanden schießen, der

solche Worte aussprach. Sie erkannten, dass es keine Feigheit war, sondern eine Tapferkeit, die viel größer war als ihre eigene.

Einmal drohte ein Aufständischer, ein Quäkerhaus niederzubrennen, wenn dessen Besitzer nicht die protestantischen Frauen und Kinder vertreiben würde, die dort Zuflucht gesucht hatten. „Ich kann nicht umhin“, erwiderte der Freund, „solange ich ein Haus habe, werden meine Türen offen stehen, um den Hilflosen und Bedrängten zu helfen, ob sie nun zu deinen Reihen, oder zu denen deiner Feinde gehören. Wenn mein Haus niedergebrannt ist, muss ich mit ihnen ausziehen und ihr Leid teilen.“ Der Kämpfer drehte sich um und fügte dem Christen keinen Schaden zu.

Die protestantische Partei ergriff den quäkischen Schulmeister von Ballitore und sagte, sie sähen nicht ein, warum er ruhig zu Hause sitzen sollte, während sie sein Eigentum verteidigen müssten. „Freunde, ich habe niemanden gebeten, für mich zu kämpfen“, antwortete der Schulmeister. Aber sie schleiften ihn mit und schworen, dass er wenigstens eine Kugel abfangen sollte. Sein Haus und das Schulhaus waren voller Frauen und Kinder, die dorthin geflüchtet waren, denn es war eine bekannte Tatsache in diesem blutigen Wettkampf, dass die Häuser der Friedensmänner die einzigen sicheren Orte waren. Einige der Frauen folgten den Soldaten und baten sie, ihren Freund und Beschützer nicht wegzunehmen - einen Mann, der mehr Geld für die Kranken und Hungernden ausgegeben hatte als andere für Waffen und Munition. Der Schulmeister sagte: „Seid nicht traurig, meine Freunde. Ich vergebe diesen Nachbarn, denn das, was sie tun, tun sie in Unkenntnis meiner Grundsätze und Gefühle. Sie mögen mir das Leben nehmen, aber sie können mich nicht zwingen, einem meiner Mitmenschen Schaden zuzufügen.“ Wie die Katholiken taten es auch die Protestanten: Sie gingen weg und ließen den Mann des Friedens sicher in seiner göttlichen Rüstung zurück.

Die Flammen der Scheinheiligkeit wurden natürlich durch den Bürgerkrieg angefacht. Einmal ergriffen die Aufständischen einen wohlhabenden alten Quäker, der sich in einem sehr schwachen

Gesundheitszustand befand, und drohten, ihn zu erschießen, wenn er nicht mit ihnen zu einem katholischen Priester ginge, um sich taufen zu lassen. Sie waren noch nicht weit mit ihm gekommen, als er extrem geschwächt zusammenbrach. „Was sagst du zu unserem Vorhaben?“ fragte einer der Soldaten und fuchtelte eindringlich mit seiner Waffe. Der alte Mann antwortete leise: „Wenn du dir erlaubst, mein Leben zu nehmen, hoffe ich, dass unser himmlischer Vater dir vergeben wird.“ Die Aufständischen unterhielten sich etwas abseits für einige Momente und gingen dann weg, zurückgehalten von einer Macht, die sie nicht verstanden.

Freundliche Taten verstärkten den Einfluss sanfter Worte. Offiziere und Soldaten beider Parteien hatten einen sterbenden Bruder, der von den Quäkern versorgt wurde, oder eine hungernde Mutter, die gespeist worden war, oder ein paar verlassene kleine Kinder, die gepflegt worden waren. Ganz gleich, welche der Parteien siegreich in ein Dorf einmarschierte, der Ruf lautete: „Verschont die Quäker! Sie haben allen Gutes getan und niemandem Schaden zugefügt.“ Während die Flammen loderten und Blut in alle Richtungen floss, blieben die Häuser der Friedensstifter unversehrt.

Ein Umstand, der noch festgehalten werden sollte, ist, dass während des heftigen und schrecklichen Kampfes sogar in einem Bezirk, in denen Quäker am zahlreichsten waren, einer aus ihrer Gemeinschaft als Opfer fiel. Dies war ein junger Mann der - zu ängstlich, um auf die Grundsätze des Friedens zu vertrauen - eine Militäruniform anzog und in die Garnison eintrat, um Schutz zu finden. Die Garnison wurde von den Aufständischen gefangen genommen und er wurde getötet. „Seine Kleidung und seine Waffen sprachen die Sprache der Feindseligkeit“, sagt der Historiker, „und luden es deshalb ein.“

Vor ein paar Jahren traf ich auf der Hartford-Strecke einen älteren Mann, dessen Gespräch mich dazu brachte, über die Niedertracht und das Unrecht nachzudenken, die oft hinter dem scheinbaren Ruhm des Krieges verborgen lagen. Der Daumen seiner rechten Hand hing herab, als wäre er an einem Faden aufgehängt, und

einige der Passagiere erkundigten sich nach dem Grund. „Eine malaiische Frau hat den Muskel mit einem Säbel durchtrennt“, war die Antwort.

„Eine malaiische Frau?“, riefen sie, „wieso hast du mit einer Frau gekämpft?“

„Ich wusste nicht, dass sie eine Frau ist, denn dort kleiden sich alle gleich“, sagte er. „Ich war an Bord des US-amerikanischen Schiffes Potomac, das ausgesandt wurde, um die Malaien wegen Mordes an der Besatzung eines Salem-Schiffes zu bestrafen. Wir haben eine ihrer Festungen angegriffen und zweihundert oder mehr getötet. Viele von ihnen waren Frauen, und ich kann Ihnen sagen, die malaiischen Frauen sind ebenso gute Kämpfer wie die Männer.“

Nachdem er einige Fragen über den Konflikt beantwortet hatte, schwieg er einen Moment und fügte dann seufzend hinzu: „Ach, das war ein schmutziges Geschäft. Ich erinnere mich nicht gern daran. Ich wünschte, ich hätte nie etwas damit zu tun gehabt. Ich bin seit meiner Jugend Seemann und kenne die Malaien gut. Sie sind ein mutiges und ehrliches Volk. Gehst du fair mit ihnen um, behandeln sie dich gut, und dir wird möglicherweise unermessliches Gold anvertraut. Die Amerikaner waren schuld. Die Wahrheit ist, dass die christlichen Nationen an allen Schwierigkeiten mit weniger zivilisierten Völkern schuld sind.

Ein Salem-Schiff fuhr nach Malakka, um dort Pfeffer zu kaufen. Sie erklärten sich damit einverstanden, den Eingeborenen eine Entschädigung zu geben, wenn ein bestimmtes Maß Pfeffer geliefert wurde. Männer, Frauen und Kinder waren damit beschäftigt, Pfeffer zu pflücken und an Bord zu bringen. Der Kapitän schlug vor, dass die Seeleute an Land gehen und ihnen helfen sollten, und die Eingeborenen stimmten mit ihrer vertrauensseligen guten Natur zu. Die Seeleute wurden beauftragt, bis zum Abend zu pflücken und dann die Körbe voller Pfeffer um die Büsche herum stehen zu lassen, mit dem Verständnis, dass sie am kommenden Morgen von den Eingeborenen an Bord gebracht werden sollten. Sie taten es, ohne

den Verdacht des Verrats zu erregen. Doch in der Nacht wurden alle Körbe aufgeladen, und das Schiff segelte davon, ohne den Malaien etwas für ihre wertvolle Fracht zu bezahlen. Dies erregte natürlich große Empörung, und sie beschwerten sich lautstark beim Kommandeur des nächsten amerikanischen Schiffes, das an dieser Küste ankam. Als Antwort auf eine Forderung nach Wiedergutmachung seitens der Regierung wurde ihnen versichert, dass der Fall vertreten und das Unrecht behoben werden sollte. Aber die „Yankee-Schlauheit“ beim Betrügen einiger Wilder war nicht ungewöhnlich genug, als dass eine große Sache daraus gemacht wurde, und so wurde die Angelegenheit bald vergessen. Einige Zeit später spielte ein anderer Kapitän eines Salem-Schiffes einen ähnlichen Streich und trug eine noch größere Menge gestohlenen Pfeffers davon. Die über alle Maßen verärgerten Malaien griffen auf das Lynch-Gesetz zurück und ermordeten eine amerikanische Besatzung, die ungefähr zur gleichen Zeit dort anlegte. Das US-Schiff Potomac wurde ausgesandt, um sie für diese Gewalttat zu bestrafen, und wie ich schon sagte, haben wir ungefähr zweihundert Männer und Frauen getötet. Ich denke manchmal, dass unsere Vergeltung nicht vernünftiger oder christlicher war als ihre.“

„Würden Sie mir bitte sagen“, fragte ich, „welche Art von Vergeltung christlich gewesen wäre?“

Er zögerte und sagte, dass diese Frage schwer zu beantworten sei. „Ich habe mich bei dieser Geschichte nie wohl gefühlt“, fuhr er fort. „Ich hätte sie nicht getötet, wenn ich gewusst hätte, dass sie eine Frau ist.“ Ich fragte, warum er es mehr bereute, eine Frau getötet zu haben als einen Mann. „Ich weiß selbst kaum, warum“, antwortete er. „Ich denke, ich würde es nicht bereuen, wenn es für eine Frau üblich wäre zu kämpfen. Aber wir sind es gewohnt, sie so zu sehen, als würden sie sich nicht verteidigen; und es gibt etwas in jedem menschlichen Herzen, das einen Mann nur ungern zuschlagen lässt. Es scheint gemein und abscheulich zu sein, und ein Mann kann das nicht verarbeiten.“

„Wenn also eine Nation nicht kämpfen würde, könnte eine andere es auch nicht?“, sagte ich. „Was wäre, wenn eine ganze Nation, statt nur eines Einzelnen, auf dieses männliche Gefühl, von dem Sie sagten, dass es dem Herzen innewohnt, so ansprechen würde?“ „Ich glaube, andere Nationen würden sich schämen, sie anzugreifen“, antwortete er. „Es würde all den Ruhm und die Begeisterung des Krieges nehmen, und der härteste Soldat würde davor zurückschrecken, wie vor einem kaltblütigen Mord.“

„Eine solche Friedensstiftung wäre billig und schön zugleich“, erwiderte ich und so trennten wir uns.

Jonathan Dymond

Ich werde es mir leicht machen und meine Leser mit einem etwas umfassenderen Auszug aus den Abhandlungen von Jonathan Dymond erbauen, mit welchen ich dieses Kapitel abschließen werde. Es ist aus diesem Teil seiner dritten Abhandlung mit dem Titel „Die wahrscheinlichen praktischen Auswirkungen der Einhaltung des Sittengesetzes hinsichtlich des Krieges“. Es ist äußerst passend, klar und überzeugend. Er sagt:

„Es darf nicht vergessen werden, dass unsere offensichtlichen Interessen am gegenwärtigen Leben manchmal in den Belangen Gottes unseren Interessen an der Zukunft untergeordnet werden. Ich bin jedoch der Meinung, dass wir, selbst wenn wir uns nur auf den gegenwärtigen Zustand unserer Existenz beziehen, feststellen werden, dass das Zeugnis der Erfahrung darin besteht, dass das Unterlassen unseren Interessen am dienlichsten ist. Es ist die praktische Wahrheit, dass 'wenn die Wege eines Menschen dem HERRN wohlgefallen, Er selbst seine Feinde mit ihm im Frieden leben lässt'.

Der Leser amerikanischer Geschichte wird sich daran erinnern, dass die Eingeborenen zu Beginn des letzten Jahrhunderts einen verzweifelten und schrecklichen Krieg gegen die europäischen Siedler führten. Ein Krieg, der - wie es fast immer der Fall war -

durch die Verletzung und Gewalt seitens der (Namens-) Christen ausgelöst wurde. Die Zerstörung geschah geheim und plötzlich. Die Barbaren lauerten manchmal jenen auf, die auf der Landstraße oder auf dem Feld in ihre Reichweite kamen und erschossen sie ohne Vorwarnung. Manchmal griffen sie die Europäer auch in ihren Häusern an, skalpierten einige und schlugen anderen das Gehirn ein. Wegen dieser schrecklichen Kriegsführung verließen die Einwohner ihre Häuser und zogen sich in befestigte Orte oder in die Nähe von Garnisonen zurück, und diejenigen, die immer noch gezwungen waren, die Grenzen eines solchen Schutzes zu überschreiten, bestückten sich mit Waffen zur Verteidigung. Aber inmitten dieser schrecklichen Verwüstung und des allgemeinen Grauens hielt die Gesellschaft der Freunde (die Quäker), die einen beträchtlichen Teil der gesamten Bevölkerung ausmachte, an ihren Grundsätzen fest. Sie würden sich weder zu Garnisonen zurückziehen, noch sich mit Waffen versorgen. Sie blieben frei auf dem Land, während der Rest zu den Festungen floh. Sie verfolgten weiterhin ihre Tätigkeiten auf den Feldern oder in ihren Häusern, ohne dabei eine Waffe zu tragen, die zur Abschreckung oder Verteidigung dienen könnte. Und was war ihr Schicksal? Sie lebten in Sicherheit und Ruhe. Die Siedlungen, die seinem bewaffneten Nachbarn ein Schauplatz des Mordes und des Messers waren, waren für den unbewaffneten Quäker ein Ort der Sicherheit und des Friedens.

Drei Mitglieder der Gesellschaft wurden jedoch getötet. Und wer waren sie? Es waren drei, die ihre Prinzipien aufgaben. Zwei dieser Opfer waren Männer, die, in der einfachen Sprache des Erzählers, 'normalerweise ohne Waffen zur Arbeit gingen und dem Allmächtigen vertrauten und sich auf seine Vorsehung, sie zu beschützen, vertrauten (es war ihr Grundsatz, keine Waffen zu benutzen). Aber ein Geist des Misstrauens trat in ihre Gedanken ein, und so nahmen sie Kriegswaffen mit sich, um sich zu verteidigen. Die Indianer, die sie mehrere Male ohne Waffen gesehen hatten, sie in Ruhe ließen und sagten, sie seien friedfertige Männer und verletzen niemandem, deshalb würden

sie sie auch nicht verletzen, sahen nun, dass sie Waffen trugen und dachten, dass sie vorhätten, die Indianer zu töten, und da erschossen sie die Männer.' Die dritte, deren Leben geopfert wurde, war eine Frau, die in ihrer Wohnung geblieben war und es nicht für erforderlich hielt, an einen 'befestigten Ort zur Wahrung des Lebens' zu gehen, weder sie, noch ihr Sohn, noch ihre Tochter, noch hielt sie es für nötig, ihre Kleinsten dorthin zu bringen. Doch die arme Frau begann sich nach einiger Zeit von einer sklavischen Angst überfallen zu lassen, und riet ihren Kindern, mit ihr zu einer Festung unweit ihrer Wohnung zu gehen. Sie gingen los und kurz danach lagen die blutrünstigen, grausamen Indianer am Wegesrand und töteten sie.

Das Schicksal der Quäker während des Aufstands in Irland war fast gleichartig. Es ist allgemein bekannt, dass der Aufstand nicht nur eine Zeit des offenen Krieges und des kaltblütigen Mordes war, sondern auch eine Zeit der größten Raserei seitens der Scheinheiligkeit und der äußersten, verbittertsten Rache. Dennoch blieben die Quäker sprichwörtlich bewahrt; und wenn Fremde durch zerstörte Straßen gingen und ein einziges unversehrtes Haus stehen sahen, zeigten sie manchmal darauf und sagten: 'Das ist zweifellos das Haus eines Quäkers.' Die Bewahrung dieses Volkes war so vollständig, dass es in einem offiziellen Dokument der Gesellschaft heißt: 'Kein Mitglied unserer Gesellschaft ist als Opfer gefallen, mit Ausnahme eines jungen Mannes. Dieser junge Mann hatte Uniform und Waffen angezogen.'

Es besteht kein Grund dafür, entgegen den Beweisen dieser Tatsachen zu erklären, dass dies eine Ausnahme von einer allgemeinen Regel sei. Die Ausnahme von der Regel besteht in der Erprobung des Experiments des Nicht-Widerstandes, nicht in seinem Erfolg. Man solle auch nicht meinen, dass die Wilden Amerikas oder die Schurken Irlands die Quäker verschont haben, weil sie bis dahin als harmlose Menschen bekannt waren oder weil die Quäker bereits ihre Liebe durch Friedfertigkeit oder gute Dienste erlangt hätten. Wir räumen das alles ein, es ist genau das Argument, das wir vertreten. Wir sagen, dass eine einheitliche,

unveränderliche Ausübung der friedlichen Verpflichtungen des Christentums der Schutz derer ist, die sie praktizieren. Wir wagen zu behaupten, dass es keinen Grund gäbe, warum das Schicksal der Quäker nicht das Schicksal aller sein sollte, die ihr Verhalten annehmen. Es kann kein Grund gefunden werden, warum sie nicht auch alle bewahrt geblieben wären, wenn ihre Anzahl auch zehn- oder hundertmal so groß gewesen wäre. Wenn es einen Grund dafür gibt, lassen Sie ihn uns hören. Die amerikanischen und irischen Quäker waren für den Rest der Gesellschaft das, was eine Nation für einen Kontinent ist. Und wir müssen vom Befürworter des Krieges einen Grund für die Annahme verlangen (der bisher noch nie geliefert wurde), dass eine Nation, die der Zerstörung ausgesetzt ist, zerstört wird, obwohl Individuen, die der Zerstörung ausgesetzt sind, bewahrt bleiben.

Wir sagen jedoch nicht, dass ein Volk, das sich im herkömmlichen Zustand menschlicher Leidenschaften befindet, Schutz erfahren würde, wenn es - von einem Eindringling angegriffen - sich plötzlich zu dem Versuch entschließt, ob die Vorsehung es beschützen würde. Von einem solchen Volk behaupten wir nicht, dass sie Schutz erfahren und dass keiner von ihnen getötet würde. Wir sagen jedoch, dass der erfahrungsmäßige Beweis darin besteht, dass ein Volk, das die Verpflichtungen des Christentums in seinem Verhalten gegenüber anderen Menschen aus Gewohnheit beachtet und sich - angesichts schlimmster Konsequenzen - weigert, feindselig zu handeln, Schutz erfährt durch seine Friedfertigkeit. Und für dieses Argument spielt es keine Rolle, ob wir diesen Schutz auf die unmittelbare Wirkung der Vorsehung oder auf den Einfluss eines solchen Verhaltens auf den menschlichen Geist beziehen.“

Dies war die Erfahrung der Harmlosen und Nicht-Widerständler im individuellen Leben. Ein nationales Beispiel für die Weigerung, Waffen zu tragen, wurde der Welt nur einmal gegeben. Aber dieses eine Beispiel hat all das bewiesen (soweit es seine politischen Umstände beweisen konnten), was die Menschheit

begehrt und was die Skepsis beansprucht, zugunsten unseres Arguments.

Die Kolonie von Pennsylvania

„Es war“, sagt er, „die gängige Praxis derjenigen, die ferne Länder kolonisiert haben, eine Basis aufzubauen oder sie mit dem Schwert aufrechtzuerhalten. Eines der ersten Ziele war der Bau einer Festung und die Bereitstellung eines Militärs. Die Abenteurer wurden zu Soldaten, und die Kolonie war eine Garnison. Pennsylvania wurde jedoch von Männern kolonialisiert, die glaubten, dass der Krieg absolut unvereinbar mit dem Christentum sei, und sich daher entschlossen, ihn nicht auszuüben. Da sie sich entschlossen hatten, nicht zu kämpfen, hatten sie keine Soldaten und besaßen keine Waffen. Sie richteten sich in einem Land ein, das von Wilden umgeben war, und diese Wilden wussten, dass sie unbewaffnet waren.

Wenn sie wegen der einfachen Eroberung oder der fehlenden Verteidigung dem Frevel ausgesetzt gewesen wären, wären die Pennsylvanier möglicherweise ein Spielball der Gewalt gewesen. Die Plünderer hätten sie vielleicht ohne Vergeltung ausgeraubt, und die Armeen hätten sie ohne Widerstand hingerichtet. Wenn sie keine Versuchung zur Gewalttat gaben, konnte es keine Versuchung geben. Aber das waren die Menschen, die in ihrem Land in Sicherheit waren, während die anderen um sie herum um ihr Leben zittern mussten. Ihr Land war ein Land des Friedens, während alle anderen Länder des Krieges waren. Die Schlussfolgerung ist so unumgänglich wie außergewöhnlich: Sie brauchten keine Waffen, weil sie sie nicht benutzen würden.

Diese Indianer waren durchaus bereit, Gewalttaten in anderen Staaten zu begehen, und diese auch oft mit Verwüstung und Gemetzel heimzusuchen - mit einer Verwüstung und einem Gemetzel, welche man von unzivilisierten grausamen Männern erwarten konnte, deren Religion keine Beherrschung forderte. Aber wie die Streitigkeiten der Pennsylvania-Indianer mit anderen

auch aussahen, sie respektierten und beachteten die Territorien von William Penn, als wären sie heilig. Die Pennsylvanier haben nie einen Mann, eine Frau oder ein Kind durch die Hand der Indianer verloren, was weder die Kolonie Maryland noch die Kolonie Virginia von sich sagen konnte, geschweige denn die große Kolonie Neu-England.

Das sichere und ruhige Pennsylvania erfuhr keine vorübergehende Freiheit vom Krieg, wie es jeder Nation zufällig widerfahren könnte. Es erfreute sich ihr über mehr als siebenzig Jahre lang und lebte inmitten von sechs indianischen Völkern, ohne auch nur eine Miliz zu ihrer Verteidigung zu haben.

Ich wundere mich nicht, dass diese Leute nicht belästigt wurden, so außergewöhnlich und beispiellos, wie ihre Sicherheit war. Es hat etwas so Edles an sich: dieses Vertrauen in den höchsten Beschützer, diese völlige Ausgrenzung der „versklavenden Angst“, dieser freiwillige Verzicht auf die Werkzeuge von Verletzung oder Verteidigung, dass es mich überhaupt nicht wundert, dass selbst die Wildheit durch eine solche Tugend entwaffnet werden konnte. Ein Volk, das inmitten von Kriegern freimütig ohne Waffen lebt! Wer würde ein solches Volk angreifen? Es gibt nur wenige Männer, die so verkommen sind und dieses Vertrauen nicht respektieren. Es ist eine sonderliche und ungewöhnlich tiefe Bosheit, die das nicht zu würdigen wüsste.

Und wann wurde die Sicherheit von Pennsylvania belästigt und ihr Frieden zerstört? Als die führenden Männer, die sich nicht auf einen Krieg einlassen wollten, in ihrer Legislative überstimmt und aus den Räten gewählt wurden. Als diejenigen, die das Schwert für eine größere Sicherheit hielten als das Christentum, die vorherrschende Körperschaft wurden. Von dieser Stunde an gaben die Pennsylvanier ihr Vertrauen in christliche Prinzipien auf und übergaben es den Waffen. Von dieser Stunde bis zum heutigen Tag waren sie dem Krieg ausgesetzt.

Dies ist das nationale Beispiel, das für eine Befolgung christlicher Politik in Bezug auf den Krieg spricht. Hier sind Menschen, die sich

vollständig weigerten zu kämpfen, und die sich für den Widerstand außer Gefecht gesetzt haben, indem sie sich weigerten, Waffen zu besitzen. Doch dies waren die Menschen, deren Land inmitten von Tumulten und Gemetzel als Land der Sicherheit und des Friedens erwählt wurde. Die einzige nationale Gelegenheit, die uns die Wirksamkeit der christlichen Welt gab, um deren Sicherheit zu prüfen, sich bei der Verteidigung auf Gott zu verlassen, hat bewiesen, dass sie sicher ist.

In seinem Buch erhebt Ballou Einwände, von denen er denkt, dass andere sie haben könnten, und spricht sie dann an. Ein Einwand, den er hier vorbringt, ist, dass jemand sagen könnte, dass in Krisenzeiten das Außergewöhnliche möglich ist. Aber Ballou lehnt das ab. Er bringt das wichtige Argument, dass wir Regierungen und Institutionen oft wegen ihrer Missstände rügen, dabei sind es die gewöhnlichen Alltagshandlungen, die ihren Teil zu den Missständen des größeren Körpers hinzufügen. Weiter unten lesen wir von einem Beispiel, das mich am meisten getroffen hat: vom christlichen Sklaven.

Geh und fordere Nachsicht in den kleinen Verstößen gegen die Zehn Gebote. Plädiere dafür, wie schwierig es ist, im täglichen Leben nicht ein wenig zu lügen, ein wenig zu täuschen, ein wenig zu betrügen, ein wenig zu erpressen, deinen Nächsten ein wenig zu hassen, ein wenig zu stehlen, ein wenig zu morden, ein wenig den Götzen zu dienen, und ein wenig lüstern zu sein. Hole dir für all das die Nachsicht vom Himmel, und dann wird dir diese Nachsicht zweifellos nicht vorenthalten, um in den gewöhnlichen Angelegenheiten ein wenig Verletzung mit ein wenig Verletzung zu vergelten, und ein wenig Übeltat mit ein wenig Übeltat. Erst dann dürfen das Gesetz und der Standard der Gerechtigkeit nicht gelockert werden, um menschlicher Bequemlichkeit zu entsprechen. Pflicht muss uneingeschränkt bestehen, und wer Schwäche, Unvollkommenheit, Gebrechlichkeit oder Sünde zeigt, muss Schande und Verurteilung ertragen.

In diesen kleinen Dingen erleidet jede Tugend ihren größten Verrat. Ein ständiges Fallenlassen verschleißt den härtesten Stein. Eine ständige Skrupellosigkeit in kleinen Dingen untergräbt alle moralischen Grundsätze. Der Ozean besteht aus Tropfen. Gerechtigkeit ist eine Summe der kleinen

Dinge des Lebens. Wer in kleinen Dingen gewohnheitsmäßig unzuverlässig ist, ist in den großen Dingen nicht vertrauenswürdig. Er kann oder kann auch nicht das Richtige tun. Ein Hauptgrund, warum öffentliche Institutionen, Gesetze und Maßnahmen so widersprechend zu Gerechtigkeit und Menschlichkeit sind, liegt darin, dass das individuelle Gewissen des Volkes in den kleinen Angelegenheiten des alltäglichen Lebens gewöhnlich skrupellos ist. Wenn also überhaupt auf Nicht-Widerstand als Pflicht bestanden werden soll, so muss darauf sowohl in kleinen als auch in großen Angelegenheiten bestanden werden.

Und nach all dem, was man über die Schwierigkeit, dies zu praktizieren, sagen kann, wissen wir, dass es praktiziert wurde und werden kann. Es mangelt an nichts anderem als an dem Willen, es zu versuchen. Ich werde zu den bereits zahlreich aufgezeigten Beispielen noch einige hinzufügen, die sich hauptsächlich auf individuelle Angelegenheiten und die sogenannten kleinen Dinge des Lebens beziehen.

Der gottlose Flucher getadelt und kleinlaut

Mr. Deering, ein puritanischer Prediger, saß einmal bei einem öffentlichen Abendessen einem galanten jungen Mann gegenüber, der neben anderen eitlen Reden auch in gottlose Flüche ausbrach, wofür Mr. Deering ihn ernst und scharf rügte. Der junge Mann fasste das als Beleidigung auf und schüttete ihm sofort ein Glas Bier ins Gesicht. Mr. Deering nahm die Beleidigung nicht zur Kenntnis, sondern wischte sich das Gesicht ab und aß weiter wie zuvor. Der junge Gentleman setzte sogleich sein gotteslästerliches Gespräch fort, und Mr. Deering tadelte ihn wie zuvor, daraufhin dieser ihm mit noch größerer Wut und Gewalt ein weiteres Glas Bier ins Gesicht schüttete. Mr. Deering fuhr ungerührt fort und zeigte immer noch seinen Eifer für die Ehre Gottes, indem er die Beleidigung mit christlicher Sanftmut und demütigem Schweigen ertrug. Das überraschte den jungen Mann so sehr, dass er vom Tisch aufstand, auf die Knie fiel, Mr. Deering um Entschuldigung bat und erklärte, dass er jeden aus der Gesellschaft mit seinem Schwert erstechen würde, der ihm eine ähnliche Beleidigung

zufügte. Hier wurde die neutestamentliche Maxime in der Praxis bestätigt: „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit dem Gutem.“ (Römer 12,21).

Der christliche Sklave und sein Feind

Folgendes wurde erstmals im „London Christian Observer“ veröffentlicht:

Ein Sklave in Westindien, der ursprünglich aus Afrika stammte und von religiösen Prinzipien beeinflusst war, wurde seinem Besitzer wegen seiner Integrität und seines allgemein guten Benehmens besonders wertvoll. Nach einiger Zeit erhob ihn sein Herr in eine Anstellung, die für die Verwaltung seines Nachlasses von Belang war. Sein Herr wollte zwanzig weitere Sklaven kaufen und beauftragte ihn mit deren Auswahl. Er gab ihm die Anweisung, solche auszuwählen, die stark und aller Wahrscheinlichkeit nach gute Arbeiter waren.

Der Mann ging zum Sklavenmarkt und begann seine Untersuchung. Er hatte die Menge, die zum Verkauf angeboten wurde, noch nicht lange in Augenschein genommen, als sein Blick auf einen alten heruntergekommenen Sklaven fiel und er seinem Herrn sagte, dass dies einer sein müsse. Der arme Kerl bat um Nachsicht, da der Händler, als er bemerkte, dass sie zwanzig kaufen wollten, ihnen diesen Mann zum Schnäppchenpreis anbot. Der Kauf wurde dementsprechend getätigt und die Sklaven zur Plantage ihres Herrn geführt. Doch keinem erwies der Leiter so viel Aufmerksamkeit und Fürsorge, wie dem armen alten altersschwachen Afrikaner. Er nahm ihn mit in seine eigene Wohnung und legte ihn auf sein eigenes Bett, er speiste ihn an seinem eigenen Tisch und gab ihm aus seiner eigenen Tasse zu trinken. Wenn ihm kalt war, trug er ihn in den Sonnenschein, und wenn es heiß war, brachte er ihn unter den Schatten der Kokospalme.

Erstaunt über die Aufmerksamkeit, die dieser vertrauenswürdige Sklave einem Mitsklaven erwies, befragte ihn sein Herr zu dieser Sache. Er sagte: „Es kann doch nicht sein, dass du ohne Grund ein solches Interesse an diesem alten Mann hast. Stehst du in irgendeiner Beziehung zu ihm? Ist er vielleicht dein Vater?“

„Nein, Massa“, antwortete der arme Kerl, „er nicht sein mein Vater.“

„Dann ist er dein älterer Bruder?“

„Nein, Massa, er nicht sein mein Bruder!“

„Dann ist er ein Onkel oder ein anderer Verwandter?“

„Nein, Massa, er ist nicht mein Verwandter und nicht mein Freund!“

„Dann“, fragte der Herr, „warum erregt er dein Interesse?“

„Er ist mein Feind, Massa“, antwortete der Sklave. „Er hat mich an die Sklavenhändler verkauft, und meine Bibel sagt mir, wenn meinen Feind hungert, dann speise ihn, und wenn ihn dürstet, gib ihm zu trinken.“

Henry C. Wright und sein Angreifer

Der folgende Vorfall im Leben von Henry C. Wright zeigt seine bewundernswerte Beständigkeit und den heilsamen Einfluss des Nicht-Widerstandes auf den Täter. Er war in einem Hotel in Philadelphia und führte dort ein Gespräch über den Nicht-Widerstand. Ein anwesender Offizier wurde wütend und schlug ihn. Mr. Wright nahm den Angriff nicht zur Kenntnis, fuhr aber mit seinen Äußerungen fort. Kurz darauf schlug ihn der Offizier erneut. Freund Wright behielt seine Gelassenheit bei und setzte das Gespräch fort. Sein Angreifer schlug ihn ein drittes Mal und hätte ihn fast niedergeschlagen. Er erholte sich, obwohl er durch die Schläge seines Gegners schwer verletzt war, nahm ihn bei der Hand und sagte: „Ich hege keinen Groll gegen Sie und hoffe, Sie

bald in meinem Hause zu sehen.“ Dann verließ er die Gesellschaft und kehrte nach Hause zurück.

Mr. Wright sah seinen Angreifer viel früher als erwartet, denn am nächsten Morgen bei Morgengrauen stand genau der Mann vor ihm, der ihn am Abend zuvor geschlagen hatte. Als er das Haus betrat, rief er aus: „Können Sie mir vergeben? Ich lag die ganze Nacht wach voller Qual. Ich dachte, Sie würden zurückschlagen, sonst hätte ich Sie nie geschlagen.“

„Wer langsam zum Zorn ist, ist besser als ein Starker und wer sich selbst beherrscht, besser als einer, der Städte einnimmt.“ (Sprüche 16,32) - McCree.

"Wer unverzagt und ohne Seufzen die erste Verwundung erträgt, wird den ganzen Krieg in heldenhafter Ruhe beenden und als Sieger hervorgehen." - Watts

Der siegreiche kleine Junge

Die folgende Geschichte habe ich von einem aufrichtigen Gentleman:

Ein kleiner Junge aus Connecticut, der bemerkenswert ernsthafte Gedanken und Gewohnheiten hatte, war gewöhnlich in einer Mechanikerwerkstatt beschäftigt, in der fast alle Arbeiter durch regelmäßigen Gebrauch von berauschenden Getränken abhängig waren. Der Bursche hatte die Prinzipien der Mäßigkeit für sich angenommen, und obwohl er oft eingeladen wurde, konnte er nie dazu gebracht werden, mit einem der Mechaniker zu trinken. Vor einiger Zeit hatte sein Lehrer in der Sonntagsschule bei einem Gespräch über Nicht-Widerstand mit Texten aus der Heiligen Schrift sein Bewusstsein für dieses Thema geweckt, und so bekannte er sich sehr gewissenhaft zu seinem Entschluss, nach dieser großen christlichen Lehre zu leben.

Drei oder vier der härteren Trinker in der Werkstatt, die von solch frühreifer Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit etwas gereizt

waren, beschlossen, den Jungen zu demütigen oder zumindest seine neue Ansicht auf die Probe zu stellen. Sie beschlossen, ihm irgendwie ein Schlückchen Rum in die Kehle zu zwingen. Sie ergriffen eine Gelegenheit, als er mit ihnen allein in der Werkstatt war, und luden ihn zum Trinken ein. Er lehnte ab. Sie sagten, dass sie ihn zwingen würden, wenn er nicht mitmachte. Er blieb ruhig und ungerührt. Sie drohten ihm mit Gewalt. Trotzdem schien er weder wütend zu sein, noch versuchte er zu fliehen, noch zeigte er die geringste Bereitschaft nachzugeben, doch er bestand darauf, dass es böse sei und er es nicht tun würde.

Dann packten sie ihn, ein Mann an jedem Arm, während der dritte die Flasche bereit hielt, sie in seinen Mund zu zwingen. Trotzdem blieb ihr Opfer sanftmütig und entschlossen und erklärte, dass er sie nie verletzt hatte und er sie niemals verletzen würde, aber dass Gott sein Freund und Beschützer ist, wie sehr sie ihn auch misshandeln würden. Der Mann, der die unheilvolle Flasche in der Hand hielt, und bis zu diesem Moment fest entschlossen war, seine böse Absicht auszuführen, war auf einmal so beeindruckt von der nicht-widerstehenden Würde und Unschuld des Burschen, dass er – wie er später fast mit Tränen bekannte - sich tatsächlich unfähig fühlte, seine Hand zu erheben. Zweimal versuchte er die Flasche zu heben, aber sein Arm weigerte sich, ihm zu dienen. Während dieses Vorgangs leistete der Junge nicht den geringsten Widerstand, er hatte nur einen bescheidenen protestierenden Blick; dennoch war der Rädelsführer von seinen Gefühlen überwältigt und gab den Versuch auf. Er erklärte, er könne und werde einen so unschuldigen, gewissenhaften, gutherzigen Jungen nicht verletzen.

Das ist moralische Kraft. Das ist die Stärke, mit der das Böse, zumindest manchmal, mit dem Guten überwunden werden kann.

Die Kolonie praktischer Christen

Das Folgende ist ein weiterer Auszug aus den Schriften von Lydia M. Child. Es bedarf keiner Empfehlung. Es wird zu den besseren

Gefühlen der Seele sprechen und dort seinen süßen Wohlgeruch hinterlassen:

Die höchsten Gaben, die meine Seele während der Pilgerreise durch die Welt erhalten hat, kamen oft von denen, die arm waren, sowohl an Geld als auch an intellektueller Kultivierung. Ich erinnere mich hierbei besonders gern an einen hart arbeitenden, ungelerten Mechaniker aus Illinois, Indiana. Er erzählte mir, dass er einer von dreißig oder vierzig Neuengländern sei, die zwölf Jahre zuvor ausgegangen waren, um sich in der westlichen Wildnis niederzulassen. Sie waren größtenteils Nachbarn und hatten sich aufgrund ihrer gemeinsamen Meinung zu verschiedenen Themen heraus zu einer Vereinigung zusammengeschlossen. Einige Jahre lange hatten sie die Angewohnheit, sich gelegentlich zu treffen, um in aller Einfachheit des Herzens über ihre Pflichten gegenüber Gott und den Menschen zu sprechen. Ihre Bibliothek war das Evangelium, ihr Priestertum das innere Licht. Es gab damals noch keine Anti-Sklaverei-Gesellschaften, doch auf diese Weise gelehrt und ehrfürchtig lernbereit, brauchten sie so etwas auch nicht, um ihre Pflichten gegenüber den Sklaven zu erkennen. Nachrichten von den Bemühungen der Friedensgesellschaften hatten diese abgeschiedene Gruppe nur in gebrochenen Echos erreicht, und Gesellschaften von Nicht-Widerständlern gab es noch nicht. Doch was bedurften sie dieser Vorreden und Beschlüsse, wenn sie doch das Buch des Friedefürsten hatten und ihre Herzen Seinem Einfluss offenstanden?

Diese kleine Gruppe - reich an Gottes Kultur - machte sich auf in den fernen Westen. Ihre inneren Wohnungen waren blühende Gärten, und ihre äußeren machten sie zu einer Oase. Sie waren fleißig und sparsam, und alles gedieh unter ihren Händen. Doch bald näherten sich Wölfe der Herde in Form rücksichtsloser, prinzipienloser Abenteurer, sie glaubten an Gewalt und List und handelten nach ihrem Credo. Die Kolonie der praktischen Christen sprach sie mit sanftem Widerspruch wegen ihrer Plünderungen an und entlohnte sie mit unveränderlicher Freundlichkeit. Sie gingen noch weiter: Sie verkündigten offen: „Ihr könnt uns so viel Böses

tun, wie ihr wollt, wir werden nichts als Gutes zurückgeben.“ Anwälte kamen in die Nachbarschaft und boten ihre Dienste an, um die Streitigkeiten beizulegen. Sie antworteten: „Wir brauchen euch nicht. Als Nachbarn empfangen wir euch herzlichst, aber eure Beschäftigung hat für uns aufgehört zu existieren.“ „Was werdet ihr tun, wenn diese Halunken eure Scheunen abbrennen und eure Ernte stehlen?“ „Wir werden Böses mit Gutem vergelten. Wir glauben, dass dies die höchste Wahrheit und daher am zweckmäßigsten ist.“

Als die Rabauken das hörten, hielten sie es für einen wunderbar guten Witz und sagten und taten viele provozierende Dinge, die ihnen lustig vorkamen. In der Nacht wurden die Riegel aufgemacht und die Kühe in die Getreidefelder gelassen. Die Christen reparierten den Schaden, so gut sie konnten, stellten die Kühe in den Stall und fuhren sie in der Dämmerung sanft nach Hause; und sprachen: „Nachbar, deine Kühe sind auf meinem Felde gewesen. Ich habe sie tagsüber gut gefüttert, doch ich möchte sie nicht die ganze Nacht behalten, damit es den Kindern nicht an ihrer Milch fehlt.“

Wenn das Spaß sein sollte, konnten diejenigen, die den Witz geplant hatten, nicht über ihn lachen. Allmählich kam eine sichtbare Veränderung über diese schwierigen Nachbarn. Sie hörten auf, Pferdeschwänze abzuschneiden und dem Geflügel die Beine zu brechen. Unhöfliche Jungen sagten zu ihrem jüngeren Bruder: „Wirf diesen Stein nicht, Bill! Als ich das Hühnchen letzte Woche getötet habe, haben sie es Mutter geschenkt, weil sie dachten, Hühnerbrühe wäre gut für die arme Mary! Ich glaube, du solltest dich schämen, Steine auf ihre Hühner zu werfen.“ So wurde das Böse mit dem Guten überwunden, bis es niemanden mehr gab, der ihnen vorsätzlich Schaden zufügte.

Die Jahre vergingen und sie blühten an irdischen Gütern mehr als ihre Nachbarn und wurden dennoch von allen geliebt. Von ihnen bekamen der Anwalt und der Polizist keine Gebühren. Der Sheriff stammelte eine Entschuldigung, als er ihre schwer verdienten Güter als Bezahlung für die Kriegssteuer einnahm. Sie antworteten

milde: „Es ist ein schlechtes Geschäft, Freund. Prüfen sie es im Lichte des Gewissens und sehen Sie, ob es nicht so ist.“ Obwohl sie sich weigerten, solche Gebühren und Steuern zu zahlen, waren sie stets freigiebig darin, ihre Beiträge für alle nützlichen und wohltätigen Zwecke zu geben.

Nach zehn Jahren wurden die öffentlichen Grundstücke, die sie für ihre Farmen ausgewählt hatten, zur Versteigerung angeboten. Es war Brauch, dass diejenigen, die den Boden besiedelt und bearbeitet hatten, das Recht hatten, zum Regierungspreis dafür zu bieten. Das war zu diesem Zeitpunkt 1,25 US-Dollar pro Morgen. Aber das Fieber der Landspekulation brach aus, und die Preise wurden ungewöhnlich hoch. Abenteurer aus allen Teilen des Landes strömten zur Auktion, Kapitalisten aus Baltimore, Philadelphia, New York und Boston sandten Angestellte, um westliches Land aufzukaufen. Niemand nahm an, dass Brauch oder Fairness etwas gelten würden. Der Verkauf des ersten Tages zeigte, dass die Spekulation am Rande des Wahnsinns verlief. Land wurde mit siebzehn, fünfundzwanzig und vierzig Dollar pro Morgen gekauft. Die christliche Kolonie hatte wenig Hoffnung, ihre Höfe behalten zu können. Als die ersten Siedler hatten sie das beste Land ausgewählt, und ausdauernde Pflege hatte es zur höchsten Kultivierung gebracht. Ihr Marktwert war viel höher als die Hektar, die bereits zu exorbitanten Preisen verkauft wurden.

Angesichts dieser Tatsachen hatten sie sich schon darauf eingestellt, wiederum in die Wildnis zu ziehen, um dort vielleicht durch einen ähnlichen Prozess wieder ausgestoßen zu werden. Aber an dem Morgen, als ihre Grundstücke zum Verkauf angeboten wurde, stellten sie mit dankbarer Überraschung fest, dass ihre Nachbarn überall in der Menge zugange waren und die Leute anflehten und sprachen: „Bieten Sie nicht auf diese Ländereien! Diese Männer haben zehn Jahre lang hart an ihnen gearbeitet. Während dieser gesamten Zeit haben sie weder Menschen noch Tieren Schaden zugefügt. Sie waren immer bereit, Böses mit Gutem zu vergelten. Sie sind ein Segen für jede

Nachbarschaft. Es wäre eine Sünde und eine Schande, auf ihr Land zu bieten. Bitte lassen Sie es zum Regierungspreis laufen.“

Der Verkauf begann, die Bebauer des Bodens boten 1,25 Dollar, und wollten, wenn nötig, auch ein höheres Gebot abgeben. Aber unter all diesen egoistischen, rücksichtslosen Spekulanten hat sie nicht ein einziger überboten! Ohne eine Gegenstimme bekamen sie die schönen Morgen zurück! Ich kenne keinen bemerkenswerteren Fall, wo Böses mit Gutem überwunden wurde. Die klügste Volkswirtschaft ist in den Maximen Christi zusammengefasst.

Der Rächer blieb

Ich werde noch ein eindrucksvolles Beispiel hinzufügen und dann schließen. Ich kopiere aus dem „Advocate of Peace“ von April 1845, der anscheinend aus „The History of Danish Missions“ zitiert hat:

Die „History of Danish Missions“ (Geschichte der dänischen Missionen) ist in Grönland wohlbekannt. Hans Egede, ein Mann von apostolischem Wohlwollen und Eifer, war der Pionier in den Bemühungen, die wilden Wanderer des frostigen Nordens zu christianisieren. Zu seinen Nachfolgern gehörte sein Enkel Hans Egede Saabye, aus dessen interessantem Tagebuch wir die folgende Geschichte der Rache auswählen, die hart beabsichtigt war, aber durch die Kraft des Evangeliums gnädiglich in Liebe verwandelt wurde.

Das Gesetz oder die Sitte Grönlands schreibt vor, dass jeder Mord, insbesondere der eines Vaters, von den nächsten Verwandten gerächt werden muss. Etwa zwanzig Jahre vor der Ankunft von Saabye wurde ein Mann unter schrecklichen Umständen in Gegenwart seines eigenen Sohnes ermordet. Der Junge, erst dreizehn Jahre alt, war zu jung, um seinen Vater zu verteidigen, aber er vergaß nicht die Verpflichtung der Rache an seinem Mörder. Er floh zu seiner eigenen Sicherheit in einen entlegenen

Teil des Landes, wo fünfundzwanzig Jahre lang die geheime Flamme loderte und nur auf die Gelegenheit wartete, in voller und heftiger Rache herauszubrechen. Der Mörder war ein Mann von so großem Einfluss und umgeben von so vielen Anhängern, die ihn verteidigen würden, dass der Sohn sich fürchtete, ihn anzugreifen. Nachdem er jedoch einige seiner eigenen Verwandten überredet hatte, ihn zu begleiten, machte er sich endlich an seine lang gehegten Rachepläne und suchte nach seinem Opfer in der Nähe von Saabye.

Die Häuser in Grönland sind eine Art allgemeines Eigentum. Die Menschen verlassen sie während ihres kurzen Sommers und nehmen bei ihrer Rückkehr im nächsten Winter jedes Haus in Besitz, das sie für unbesetzt halten. Der Winter begann nun seine eisigen Arme über den Norden auszustrecken, doch der Rächer fand keinen Schutz für sich und seine Gefährten. Nur noch ein Haus war unbesetzt, und das gehörte dem Prediger des Friedens und der Vergebung, aber Saabye, obwohl er über dessen Absichten genau Bescheid wusste, überließ ihm das Haus und behandelte ihn mit seiner gewohnten Höflichkeit und Freundlichkeit.

Diese Aufmerksamkeit berührte das Herz des Rächers, und er kam zu Saabye, um ihm zu danken, und wiederholte seine Besuche so oft, dass er sich ausführlich für deren Häufigkeit entschuldigte, indem er sagte: „Sie sind so liebenswürdig, dass ich mich nicht von Ihnen fernhalten kann.“ Nach einigen Wochen sagte er: „Ich möchte etwas von diesem großen Herrn des Himmels wissen, über den Sie so viel erzählen, und auch einige meiner Verwandten möchten von ihm lernen.“ Saabye erfüllte ihm diese Bitte und stellte fest, dass zehn oder zwölf der Männer bestrebt waren, unterrichtet zu werden. Er sandte einen Katechisten, der bei ihnen leben sollte, und war sehr erfreut über ihre Fortschritte, insbesondere die des Rächers, der das Fischen häufig unterbrach, um noch mehr Lektionen zu hören, und schließlich darum bat, getauft zu werden.

Im Mai kam Kunnuk zu Saabye und sagte: „Lehrer, wirst du mich taufen? Du weißt, ich bin gehorsam. Ich kenne Gott und sowohl ich als auch meine Frau möchten gläubig werden.“ „Ja“, antwortete der Prediger, „du weißt etwas von Gott. Du weißt, dass er gut ist und du siehst, wie er dich liebt und dich glücklich machen will, aber er möchte auch, dass du ihm gehorchst.“ „Ich werde ihm gehorchen.“ „Aber“, antwortete Saabye, „wenn du ihm gehorchen willst, darfst du niemanden töten. Du hast oft sein Gebot gehört, du sollst nicht töten.“

Kunnuk schüttelte in großer Erregung den Kopf und sagte nur halb zu sich selbst: „Harte Lehre, harte Lehre!“ „Höre, guter Kunnuk“, fuhr der Mann Gottes fort, „ich weiß, dass du gekommen bist, um den Mord an deinem Vater zu rächen. Das darfst du nicht tun, wenn du ein gläubiger Mensch werden willst.“ „Aber“, erwiderte der Rächer, während die Empörung in seinen Augen aufblitzte, „er ermordete meinen Vater, meinen eigenen Vater! Ich habe es mit angeschaut, aber ich konnte ihm nicht helfen, und jetzt muss ich den Mörder bestrafen.“

„Du betrübst mich!“, sagte der Mann des Friedens. „Wie?“, fragte der Rächer. „Weil es scheint, dass du entschlossen bist zu töten.“ „Nur den, der es verdient zu sterben.“ „Aber der große Herr des Himmels sagt: Du sollst nicht töten.“ „Das werde ich auch nicht, nur ihn.“ „Aber du darfst nicht einmal ihn töten. Hast du vergessen, wie oft du diesen Winter das Gebot gehört hast: Rächt euch nicht selbst, Geliebte, sondern gebt Raum dem Zorn [Gottes]; denn es steht geschrieben: »Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr.«“

„Aber“, fragte der Rächer, „soll der böse Mord ungestraft bleiben?“ „Nein, wird er nicht. Gott wird ihn bestrafen.“ „Wann?“ „Vielleicht in dieser Welt, aber mit Sicherheit am Tag des Gerichts, wo jedem vergolten wird nach seinen Werken.“ „Das ist noch so lange“, erwiderte Kunnuk, „meine Landsleute und Verwandten werden mir Vorwürfe machen, wenn ich meinen Vater jetzt nicht selbst räche.“ „Als du den Willen Gottes nicht kanntest, konnte ich nichts sagen, aber jetzt darf ich nicht schweigen.“ „Das ist

schwer!“, sagte der Rächer. „Was soll ich tun?“ „Du darfst ihn sogar nicht nur nicht töten, sondern du musst ihm sogar vergeben.“ „Ihm vergeben?“, rief der Rächer „deine Lehre ist sehr seltsam und schwierig.“ „Die Lehre“, erwiderte der Prediger, „ist nicht meine, sondern die von Christus.“

Kunnuk seufzte tief, gab aber keine Antwort, und Saabye fuhr fort: „Vielleicht war dein Vater nicht unschuldig. Vielleicht hat auch er jemanden getötet.“ „Was das betrifft“, erwiderte Kunnuk, „weiß ich es nicht. Ich weiß nur, dass dieser Mann den Tod verdient hat.“ „Nun“, antwortete Saabye und drehte sich um, um wegzugehen, „ich habe alles getan. Töte ihn, wenn du willst, aber dann bleib ungläubig und mache dich darauf gefasst, dass seine Kinder dich eines Tages töten werden.“ „Du bist nicht gerade liebenswürdig“, erwiderte der Mann des Blutes, „du sprichst harte Worte.“ „Nein, Kunnuk“, erwiderte der Mann des Friedens, „ich liebe dich immer noch, und darum möchte ich nicht, dass du dich gegen Gott versündigst, der sowohl dich als auch deinem Gegner richten wird.“ Saabye drehte sich um und ging. Doch Kunnuk rief ihm nach: „Bleib, Lehrer. Ich werde mit meinen Verwandten sprechen.“

Seine Verwandten drängten Kunnuk Tag für Tag zur Rache und drohten ihm mit den Flüchen seiner Verwandten und der Verachtung seiner Landsleute, wenn er sich scheute, seinen ermordeten Vater zu rächen. In der Brust des Sohnes schien ein Schauspiel widersprüchlicher Gefühle vor sich zu gehen. Der Prediger erkannte bei seinen Besuchen dessen inneren Kampf und las, ohne das eigentliche Thema anzusprechen, solche Teile der Schrift und sang mit ihm solche Lieder, die zu friedlichen und vergebenden Gedanken führten. Einige Tage später kehrte Kunnuk zum Prediger zurück. Sein Gesichtsausdruck, seine Art und alles an ihm deuteten auf einen gewaltigen Kampf hin. „Ich will“, sagte er, „und ich will nicht, ich höre und ich höre nicht. Ich habe mich noch nie zuvor so gefühlt.“ „Was willst du?“, fragte der Prediger, „und was willst du nicht?“ „Ich will ihm vergeben, und doch will ich ihm nicht vergeben. Ich habe keine Ohren und doch habe ich Ohren.“ „Wenn du nicht vergeben willst“, antwortete Saabye, „dann

spricht dein unbekehrtes Herz und will dich davon abbringen, und wenn du vergeben willst, dann spricht dein besseres Herz. Welchem wirst du gehorchen?“

„Ich war so gerührt“, sagte der Rächer, „als du gestern gesprochen hast, dass mein Herz gehorchen will.“

„Sieh doch“ sagte Saabye, „das ist die Stimme deines himmlischen Vaters, der zu deinem Herzen spricht. Er bittet dich, wie er zu sein, und er schenkt seinen Feinden und seinen Freunden Sonnenschein und Regen. Denke auch an deinen Erlöser und bemühe dich, ihm ähnlich zu werden. Hat er jemals seine Feinde gehasst, oder ihre Flüche auf ihren eigenen Kopf zurückgeschickt? Hat er zurückgeschlagen, als er geschlagen wurde? Hat er, als er von Stadt zu Stadt verfolgt wurde, seinen Verfolgern Böses erwidert? Als er zum Kreuz geführt wurde wie ein Lamm zur Schlachtbank, öffnete er da seinen Mund? Ja, aber um für seine Mörder zu beten: 'Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun.'“

Dieser Appell berührte das Herz des Rächers, und mit Tränen in den Augen und Ernst in der Stimme antwortete er: „Ja, ja, das war lobenswert; aber er war besser als wir.“ „Ja, unendlich besser“, erwiderte Saabye, „aber wenn wir einen guten Willen haben, wird Gott uns Kraft geben. Höre doch, wie ein Mann wie du und ich für seine Mörder beten kann.“ Der Prediger las dann das Martyrium von Stephanus, und Kunnuk, indem er seine Augen trocknete, sagte: „Böser Mann! Aber er ist glücklich, er ist sicher bei Gott im Himmel. Mein Herz ist so bewegt, aber gib mir ein wenig Zeit und wenn ich mein anderes Herz zum Schweigen gebracht habe, werde ich wiederkommen.“

Bald kehrte Kunnuk mit einem veränderten Gesicht zurück, das den Frieden und die Freude seines Herzens offenbarte. „Nun“, sagte er, „bin ich glücklich. Ich hasse nicht mehr. Ich habe vergeben. Mein böses Herz wird schweigen. Hast du nicht gesehen, wie gerührt ich war, als du über ihn am Kreuz gelesen hast, wie er für seine Mörder gebetet hat? Dann habe ich in meinem Herzen geschworen, ich werde vergeben. Ich habe

vergeben. Jetzt hoffe ich, dass ich und meine Frau, die noch nie gehasst hat, getauft werden können.“ Seine Bitte wurde erfüllt, und als der Tag der Taufe kam, gab er ein einfaches und rührendes Bekenntnis seines Glaubens. Tränen strömten aus seinen Augen, als er sich zur Taufe niederkniete, und am Ende des Gottesdienstes sagte er: „Nimm mich jetzt als Gläubigen auf. Ich will nie mehr hassen, wir wollen uns und alle Menschen lieben.“ Dem Mörder seines Vaters sandte er kurz darauf eine Nachricht mit den Worten: „Ich bin jetzt ein Gläubiger, du hast nichts mehr zu befürchten.“ Er lud den Mörder sogar in sein Haus ein und empfing ihn auf die freundlichste Weise. Als er eingeladen wurde, ihn auch zu besuchen, ging er allein. Aber um den Unterschied zwischen einem heidnischen Mörder und einem Christen zu zeigen, fand Kunnuk auf dem Rückweg ein Loch in seinem Kajak oder Boot, das dort hinein geschnitzt wurde, um ihn zu ertränken. Bald stopfte er das Loch und sagte mit einem Lächeln: „Ah! Er hat immer noch Angst, aber ich werde ihm niemals Schaden zufügen. Die Rache ist nicht mehr mein, ich überlasse ihn Gott und bete, dass er seine Sünden genauso erkennt, wie ich meine eigenen erkannt habe.“

Fazit

Wer kann sich solche praktischen Beispiele für christlichen Nicht-Widerstand betrachten und sich nicht von der Vortrefflichkeit und Lieblichkeit dieser erhabenen Lehre hinreißen lassen? Können wir uns umdrehen und auf das Schlachtfeld blicken, auf das Krankenhaus der verstümmelten Sterblichkeit, die bunte Militärparade, den Pomp blutbefleckter Stammesführer oder auch auf die gewöhnlicheren Angelegenheiten des täglichen Lebens: auf die Schlägereien, Vergeltungen, Feindseligkeiten, Duelle, Gerichtsprozesse und endlose Streitereien in einer Welt, betört von widerstehender Gewalt - können wir diese Dinge ohne Herzeleid und Abscheu betrachten? Wie niederträchtig, jämmerlich und abstoßend sind sie alle, verglichen mit dem geistlichen Heldentum, dem moralischen Mut, der ruhmreichen Selbstaufopferung, den lebenserhaltenden, herzerneuernden und seelenerlösenden Werken des echten Christentums! „Oh meine Seele, komme nicht in ihren geheimen Rat, und meine Ehre vereine sich nicht mit ihrer Versammlung!“

Und sollten diejenigen, die „das Licht der Welt“ und „das Salz der Erde“ sein sollten, ihre hohe Berufung entehren und ihre Gewänder verunreinigen, indem sie sich auf Konflikte zwischen menschlichem Ehrgeiz, Gewalt und Rache einlassen? Sollen sie sich nach den Leckerbissen des Kannibalismus sehnen, die Pracht des kriegerischen Götzendienstes bewundern und sich an den Taten der tödlichen Grausamkeit erfreuen? Wenn sie mit Christus auferstanden sind, sollten sie dann nicht die Dinge Christi suchen, den Wohlgeruch Seines Geistes einatmen, in Seine Fußstapfen treten und es zu ihrem höchsten Wunsch machen, den Willen des Vaters zu tun? Sollen sie vor den Gefahren von Gethsemane fliehen, um verzweifelt von ferne hinzuschauen auf das nicht-widerstehende Kreuz und sich mit einer provozierenden und destruktiven Welt vereinen? Sollen sie Löwen auf dem Weg sehen und Angst haben weiterzugehen? Sollen sie zittern wie die Faulen, wenn es kalt ist, und das Pflügen so vernachlässigen? Sollen sie sich beschweren, dass die Pflichten der Liebe hart sind? Dass Nicht-Widerstand unpraktikabel, unmöglich oder extrem schwierig ist, wenn doch sein Prinzip so gottähnlich ist, sein Geist so himmlisch, sein Beispiel so schön, seine Früchte so erfrischend und seine Errungenschaften so herrlich? Was

ist, wenn es eine strenge Disziplin erfordert? Was, wenn es einige schwere Anstrengungen erfordert; was, wenn es eine mannhafte Ausdauer beinhaltet; was, wenn es die Gelegenheit bietet, einige moralische Heldentaten zu vollbringen? Soll es deshalb für große Seelen unattraktiv sein?

Nein, lasst es lieber so erscheinen, als ob es einer heiligen und edelmütigen Begeisterung noch würdiger wäre. Lasst seine Aufrufe für Freiwillige aufregender an einen edlen Ehrgeiz appellieren - einen Ehrgeiz, etwas zu sein und zu tun, das unserer göttlichen Abstammung würdig ist - der Liebe würdig, die unsere Erlösung mit den Tränen und dem Stöhnen und dem Blut des Kreuzes erkaufte hat - der Unsterblichkeit würdig – würdig, dafür zu leben und dafür zu sterben. Ein Leben zu retten, einen verlorenen Bruder wiederzugewinnen, ein Herz heilig und glücklich zu machen, oder uns sogar durch Selbstverleugnung für den innewohnenden Geist des Höchsten zu qualifizieren, ist des Sorgens und Wachens eines ganzen Lebens unendlich mehr wert als jeder andere Reichtum, Prunk und Pracht, die die beliebtesten Zerstörer der Welt jemals mit dem Schwert erlangt haben. „Gott bewahre, dass ich mich rühme, als allein des Kreuzes unseres Herrn Jesus Christus.“

„Wie schwer der Mensch diese Lektion lernt,
zu lächeln und die Hand zu segnen, die ihn verschmäht,
den Schlag zu sehen, den Schmerz zu fühlen,
und doch nur Liebe zu erweisen.

Dieser Geist, der nicht der Erde gegeben ist,
Einer hatte ihn: Er kam vom Himmel.

Beschimpft, zurückgewiesen und verraten,
kein Fluch kam Ihm über die Lippen, keine Klage,
doch als in Todesschmerz Er versunken war, seufzte Er
betend für Seine Mörder und starb.“ – *Edmiston*
(englisches Gedicht)

Wenn Prüfungen kommen, die uns unerklärlich scheinen, so sollten wir unseren Frieden nicht stören lassen. Wie ungerecht wir auch behandelt werden mögen, sollte doch keine Leidenschaft in uns aufkommen. Indem wir den Geist der Vergeltung nähren,

schaden wir uns selbst. Wir zerstören unser Gottvertrauen und betrüben den Heiligen Geist. {CGI 170.2}

Die Macht der Freundlichkeit - Wir werden vor der Wiederkunft Christi vielleicht nie erfahren, welchen Einfluss wir durch einen freundlichen, rücksichtsvollen Umgang mit unsteten, unvernünftigen und wenig wertvollen Menschen ausüben konnten.

Wenn sie uns ungerecht und aggressiv begegnen, und wir sie trotzdem so behandeln, als seien sie unschuldig, ja sogar besonders freundlich mit ihnen umgehen, dann verhalten wir uns wie wirkliche Christen. Sie werden überrascht und beschämt sein und ihr unrechtes Verhalten und ihre Gemeinheit klarer erkennen, als wenn man sie bloßstellt und sie offen für ihr Fehlverhalten zurechtweist. {ICP2 32.2}

Wenn du ihnen ihre falsche Handlungsweise vorgehalten hättest, hätten sie sich verhärtet in Sturheit und Trotz. Aber wenn du sie zärtlich und rücksichtsvoll behandelst, werden sie sich ihrer eigenen Handlungsweise viel bewusster und stellen sie mit deiner gegenüber. Dann hast du den Stab in deiner Hand. Dann stehst du in einer vorteilhaften Stellung, und wenn du dann Sorge über das Schicksal ihrer Seele äußerst, wissen sie, dass du kein Heuchler bist und jedes Wort so meinst, wie du es sagst.

Es wurde mir gezeigt, dass ein paar Worte, die nach Provokationen voreilig gesprochen und als keine große Sache, sondern eher gerechtfertigt angesehen werden, oft die Seile des Einflusses durchtrennten, die diese Seele an die deine gebunden haben sollten. Gerade die Vorstellung, dass sie in der Finsternis von Satans Versuchung sind und geblendet von seiner bezaubernden Kraft, sollte dein tiefes Mitgefühl für sie erregen, dasselbe Mitgefühl, was du für einen kranken Patienten hättest, der leidet, aber sich wegen seiner Krankheit der Gefahr nicht bewusst ist. - Letter 20, 1892 (October 17, 1892 to J. H. Kellogg). ChL 7.1-7.4

Widersteht nicht dem Bösen

*Praktische Beispiele von Adin Ballous Buch
„Christian Non-Resistance“*

Wie überwindet das Gute das Böse? Die Einfachheit der Worte Christi bringt es auf den Punkt: *„Widersteht nicht dem Bösen.“* Matthäus 5,39

Diese Broschüre ist eine Zusammenstellung herausfordernder Geschichten von Menschen, die sich entschieden haben, dem Bösen nicht zu widerstehen, sondern liebevoll, freundlich und ansprechend zu denen zu sein, die ihnen Schaden zufügen wollten.

„Liebt eure Feinde und tut Gutes denen, die euch hassen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid.“